Theologischer Verein HALLE a/S.

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechster Jahrgang

Nr. 41 — Leipzig, den 6. Oktober — 1892

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1359 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Das christliche Selbstgefühl: 5 — Das konservative Programm und das Christentum: 3. Die Bethätigung des Christentums durch die Partei — Kardinal Manning: 5. Schlußurteil über Mannings soziale Thätigkeit und über seine Bekehrung Englands — Bewegung in der römischen Kirche der Vereinigten Staaten — Graf Moltke und die Evangelische Allianz — Deutsche Seemannsmission: 2. Die Arbeit der Seemannsmission (Zweite Hälfte); 3. Gegenwärtiger Bestand des Generalkomitees in England — Betrachtungen zur Choleranot — Verschiedenes: Der Anteil der Jesuiten an der preußischen Königskrone; Was ists mit der Lehre vom Fegefeuer? Wegen der Choleragefahr — Anzeigen

Das christliche Selbstgefühl

5

Selig sind die Knechte, die der Herr, so er kommt, wachend findet. Luk. 12, 37.

Durch das ganze Neue Testament klingt ein Ruf, bald leise mahnend und lockend, bald mächtig anschwellend, gewaltig und erschütternd, wie ein Hall aus der Posaune des jüngsten Gerichts, er lautet: Wachet! Man versteht die Grundstimmung nicht, aus der heraus die Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wenn man diesen Ruf überhört. Diese Stimmung ist ja nichts andres als der Niederschlag all der überschwänglichen Hoffnungen und sehnsüchtigen Erwartungen, mit denen der urchristliche Glaube an die in Kürze bevorstehende Wiederkunft des Herrn die Gemüter in Spannung erhielt, und jener Weckruf ist ihr kürzester Ausdruck. Sein Klang darf auch uns nicht fremd sein, wenn wir den innern Zusammenhang wahren wollen mit dem unvergänglichen Gehalt des Urchristentums, mit dem besten und eigentümlichsten Fühlen der ersten Christen.

Wir haben in den vorausgegangnen Betrachtungen an einigen Beispielen zu zeigen versucht, wie notwendig es für uns ist, etwas von dieser christlichen Wachsamkeit in uns lebendig zu erhalten. Denn wenn wir davon sprachen, daß bei jedem echten religiösen Erlebnis des Christen ein eigentümliches Selbstgefühl sich geltend machen muß, wenn wir darlegten, wie ein solches immer wieder von neuem als ein unsrer Seele Gewißwerden in uns entsteht, welchen Gefahren es ausgesetzt ist, wie von der Stärke seiner Empfindung das Recht abhängt, die großen und kleinen Erfahrungen unsers Lebens im Lichte des Glaubens an eine Vorsehung und an eine Schöpfung religiös zu werten — was anders haben wir damit in seiner Bedeutung aufweisen wollen, als diese Pflicht der christlichen Wachsamkeit, die einst die Stimmung der ersten Christen so mächtig beherrschte? Es erübrigt zum Schluß noch, auf einen Punkt hinzudeuten, der die Tragweite des behandelten Gedankens auch im Hinblick auf die christliche Ewigkeitshoffnung hervortreten läßt.

Christus hat seinen Jüngern Gleichnisse wie die von den zehn Jungfrauen und den wachenden Knechten gewiß nicht zum wenigsten in der Absicht erzählt, sie damit von allem unfruchtbaren Grübeln über die letzten Dinge loszureißen und sie zu einer lebensvollen, thatkräftigen, die Schrecken des Todes wirklich überwindenden Zuversicht zu bringen. Es kam ihm auch hier darauf an, sie aus allem sinnlich phantastischen, auf das Aeußerliche gerichteten Hoffen zurückzuführen zu der schlichten Klarheit und dem gelassenen Frieden des Einen, was not ist. Mag der Vater Zeit und Stunde seiner Macht vorbehalten haben — eins ist sicher und gewiß: selig die Knechte, die der Herr, so er kommt, wachend findet!

Wenn doch auch heute die christliche Ewigkeitshoffnung sich vor allem hierauf stützen und von hier aus ihre Verteidigung führen wollte! Der Glaube an ein Jenseits erscheint der Masse des Volks als dasjenige Stück der christlichen Ueberzeugung, das den meisten Widerspruch herausfordert. Viele haben ihn ganz verloren. Viele sterben, ohne eigentlich mit dem Rätsel des Todes sich anders abgefunden zu haben, als dadurch, daß sie ihm ausgewichen sind. Und von denen, die über Tod und Ewigkeit nachdenken, kommen nicht wenige im Stillen auf dies Endergebnis hinaus: „Man muß sich auf alles gefaßt machen."

Mit Beweisen und Gründen läßt sich dagegen nichts ausrichten. Aber an das in jener vorsichtigen Weisheit enthaltene Bekenntnis der eignen Unsicherheit läßt sich anknüpfen. Wer wenigstens ein „Wenn" und „Vielleicht" der christlichen Hoffnung entgegensetzt, wer damit noch einen Rest des Eindrucks sich bewahrt hat, daß im Tode ein Mysterium vorliegt, dem kann man einen Weg zeigen, der aus dem Labyrinth der Zweifel herausführt. Denn man kann ihn zu dem Eingeständnis bringen, daß es für jeden gewissenhaften Menschen Pflicht ist, mit diesem „Wenn" und „Vielleicht" zu rechnen, und daß der Mensch der Wahrheit und seinem eignen Heil am besten dient, der sich diese Pflicht gegenwärtig hält und daraus Besonnenheit und ruhige Kraft, ein ernstes Selbstgefühl schöpft.

Christus verlangt von den Seinen als das Erste und Wichtigste nichts andres. Wir sollen den Knechten gleichen, die in der Spannung leben, dem zu ungewisser Stunde heimkehrenden Herrn noch aufthun und zu Willen sein zu müssen. Wir sollen nicht etwa ängstlich grübeln und fragen und brennenden Auges in das Dunkel starren — wir sollen wachen still und gefaßt, wohlgegürtet und geschürzt, herzensruhig, unsrer Seele gewiß, von dem Selbstgefühl durchdrungen, daß wir unser bestes Fühlen und Wollen beisammen haben und jeden Augenblick bereit sind, es in Gottes Dienst zu stellen.

Das gilt für den Anfänger im Glauben. Aber auch der gereifte und erfahrene Christ weiß, daß hieran alle Zuversicht christlicher Ewigkeitshoffnung hängt. Sobald wir durch das gleichförmige Treiben des Alltagslebens innerlich stumpf und müde geworden oder durch Not, Aufregung, Sorge und Hast betäubt, unser christliches Selbstgefühl verleugnen — sobald entschwindet uns auch die Sicherheit und Freudigkeit, mit der wir der Verheißung des ewigen Lebens zu trauen vermögen. Jeder innere Zwang, an ein Jenseits zu glauben, hört auf, sobald wir nicht mehr deutlich wissen, warum wir im Diesseits leben. Die Sprache, die wir an Kranken- und Sterbebetten, an unsern Gräbern reden, wird uns zur toten Formel oder zur Gewissensmarter, wenn wirs nicht für nötig halten, alles, was gut und rein und heilig in uns ist, bei ihrem Klang in uns aufwachen zu lassen. Gewiß hast dus schon selbst erlebt, wie mutlos und armselig deine Worte klangen, als du einen Trauernden trösten wolltest und vergessen hattest, vorher für ihn zu beten. Darum: willst du, wo es gilt zu trösten und aufzurichten, lernen, aus der Kraft der Sache heraus zu reden, willst du, deiner eignen ewigen Bestimmung gewiß, immer wieder

von neuem und zumeist in deiner letzten Stunde im kühnen Glauben den Abgrund überbrücken, der zwei Welten von einander scheidet, sei eingedenk der Mahnung: Selig die Knechte, die der Herr, so er kommt, wachend findet! —rb—

Das konservative Programm und das Christentum

3. Die Bethätigung des Christentums durch die Partei

Eine Partei hat an den Merkmalen des Volkes und des Staates teil. Sie ist einerseits eine Vereinigung von Personen, die auf das Staatsleben Einfluß gewinnen wollen. Ihre Bestrebungen müssen sich daher auch innerhalb der Grenzen des Staatsbegriffes halten. Sie kann nur solche Forderungen in ihr Programm aufnehmen, die sich mit dem Zwange des Gesetzes durchsetzen lassen. Dabei ist sie durchaus auf die Mittel des politischen Kampfes angewiesen. Das Christentum kann nur Richtpunkt, nicht Ziel der Parteithätigkeit sein. In dieser Beziehung ist es zum mindesten eine Selbsttäuschung, wenn die Kreuzzeitung meint, die konservative Partei könne dahin wirken, den christlichen Geist durch gesetzgebende Maßnahmen wieder zur Herrschaft zu bringen. Und das Konservative Wochenblatt hat ganz Recht, wenn es fordert, daß eine politische Partei eine politische Partei bleiben und nicht der Kirche ins Handwerk pfuschen solle. Wie soll man sich die Gesetze denken, durch die „deutsche Treue und Redlichkeit wieder zur Geltung gebracht," „der Macht des Geldes der Einfluß moralischer Tüchtigkeit ebenbürtig an die Seite gestellt," „vom christlichen Geiste durchdrungene Korporationen" geschaffen, überhaupt christliche Grundsätze im Volke verbreitet und gefestigt werden könnten? Gewiß, Formen kann man bilden und Handlungen erzwingen. Aber sie mit christlichem Inhalt, mit christlicher Gesinnung zu erfüllen, dazu ist keine Gesetzgebung imstande. Wenn also eine Partei in dem Entwurfe ihrer politischen Arbeit solches zu erstreben vorgiebt und später demgemäß handelt, so wird sie höchstens zur Verfälschung der Religion und der Sittlichkeit beitragen, sie wird das Volk verführen, das Wesen dieser höchsten Lebensgüter in Aeußerlichkeiten zu suchen. Wahrscheinlich wird die große Menge diesen Weg nicht ungern gehen, sie neigt schon aus eignem Triebe nur zu sehr dahin. Um so größer wird aber die Verantwortung einer Partei sein, die zur Vergrößerung ihres Machtgebiets diesen natürlichen Instinkten die Hand bietet.

Dazu kommt Folgendes. Eine politische Partei, die Erfolge erringen will, ist auf Kompromisse angewiesen. Sie muß immer von ihren Forderungen etwas nachlassen, sonst ist ihre Thätigkeit lahmgelegt. Fordert sie nun für das Christentum vom Staate nichts weiter als äußern Schutz der christlichen Einrichtungen, Freiheit zur Auswirkung des christlichen Geistes im Volksleben, materielle Unterstützung der christlichen Kirchen, so braucht sie nötigenfalls ein Kompromiß nicht zu scheuen. Denn es handelt sich hier überall um das Außengebiet des Christentums. Ist sie aber der Ueberzeugung, daß die staatlichen Maßnahmen selbst eine vollkommene Ausprägung des christlichen Geistes sein müßten, daß die Theokratie die allein berechtigte Staatsform sei, dann sind Kompromisse unsittlich und unreligiös. Denn dann handelt es sich um das Reich Gottes, und das fordert alles oder nichts. Wie auf diesem Standpunkt Politik zu treiben wäre, zeigen die alttestamentlichen Propheten in mustergiltiger Weise. Die weichen auch nicht um eines Haares Breite von ihrem Wege ab und haben für jede Form des Opportunismus nur geißelnde Worte. Sie haben freilich auf das Staatsleben auch keinen nachhaltigen Einfluß gewonnen. Damals hat es sich deutlich gezeigt, daß der Staat nicht die Form des religiösen und sittlichen Lebens sein kann. Die jüdischen Könige konnten unmöglich darauf warten, bis die Predigt der Propheten im Volke die sittlich-religiöse Kraft geweckt haben würde, mit der sich eine Politik des ausschließlichen und unbedingten Gottvertrauens hätte führen lassen. So gering aber der Einfluß der Propheten auf die Staatspolitik gewesen ist, um so eindringlicher und nachhaltiger haben sie auf das Volk, ja auf die Menschheit eingewirkt. Freilich hat es lange gedauert, bis die Spuren davon zu Tage traten. Anders haben die Lügenpropheten gehandelt (und ihre Nachfolger, die pharisäische Volkspartei). Auch die haben die Religion an die Spitze ihres politischen Programms gestellt, aber wie das im Staatsleben allein möglich ist, sich mit Formen und äußern Bethätigungen der Religion begnügt, dabei zu Kompromissen bereit und opportunistisch durch und durch. Aber damit haben sie das Wesen der Religion im Volksbewußtsein gefälscht, ein grundloses Gottvertrauen geweckt und genährt, und die Folge ist der Zusammenbruch des israelitischen Staates gewesen. Hiervon haben wir zu lernen. Die volle Ausprägung der Religion im Staatsleben ist nicht möglich. Wer das Gegenteil behauptet, der wird unwiderstehlich dahin gedrängt, äußere Formen für das Wesen der Religion zu nehmen. Und dadurch werden Religion und Staat in gleicher Weise zu Grunde gerichtet.

Damit soll selbstverständlich nicht gesagt werden, daß eine christliche Partei nicht darnach streben dürfte, Formen zu schaffen und Handlungen zu erzwingen, die geeignet sind, sich mit christlichem Inhalte zu erfüllen. Nur dem Selbstbetruge soll vorgebeugt werden, als ob diese Formen und Handlungen schon christlich wären, und als ob sie auch nur die Gewähr böten, daß sie von selbst christlich werden würden. Und weiter möchten wir dem entgegentreten, wenn etwa versucht werden sollte, denen die christliche Gesinnung abzusprechen, die andre Formen und Handlungen für zweckmäßiger halten. Wer etwa meint, für eine möglichst freie Bewegung der Staatsbürger eintreten zu müssen und staatliche Eingriffe in die persönliche Freiheit möglichst beschränken möchte, der braucht deshalb noch kein schlechter Christ zu sein. Es ist sehr wohl denkbar, daß mancher Liberale für die freiheitliche Gesetzgebung der abgelaufenen Periode in der frommen Ueberzeugung gekämpft hat, daß die Macht des christlichen Geistes im Volke den möglichen Mißbrauch der Freiheit einschränken und überwinden werde. Das ist freilich nicht geschehen, der christliche Geist hat sich leider nicht stark genug erwiesen, und die Freihandelspraxis hat nur die Wirkung gehabt, die Selbstsucht zu entfesseln und die Schwachen den Starken auszuliefern. Aber ist jene Gesetzgebung im realen Leben zu einem Unsegen geworden, so wird damit nicht aufgehoben, daß sie aus einem hohen Idealismus entsprungen ist und in solchem Beweggrunde dem christlichen Glauben durchaus entspricht. Allerdings vermag die Kreuzzeitung in den Bestrebungen des Liberalismus nichts andres zu erkennen als das Bemühen, von jeder irdischen wie göttlichen Autorität frei zu werden. Aber sie wird sich bei näherer Prüfung selbst sagen, daß dies gar nicht notwendig miteinander verbunden ist. Denn es ist eine Thatsache der Erfahrung, daß die entschiedene Unterordnung unter die Autorität Gottes uns von irdischen Autoritäten innerlich frei macht.

Die konservative Partei würde übrigens auf dem neuen Wege sehr wahrscheinlich demselben Mißerfolge entgegengehen, wegen dessen sie den Liberalismus jetzt so sehr verdammt. Eine Gesetzgebung, die auf ein Maß christlicher Gesinnung in den Staatsbürgern rechnet, das in Wirklichkeit bei der großen Menge nicht vorhanden ist, würde dazu führen, daß eine Reaktion der Selbstsucht einträte, die den Einfluß des christlichen Geistes ganz aus dem Staatsleben zurückdrängen könnte. Und eine überspannte gesetzliche Fürsorge für die wirtschaftlich Schwachen würde Vereinigungen der Stärkern zustande bringen, die dann auch wieder die Schwachen vergewaltigen dürften. Die Kartelle der Industriellen zeigen das schon heute. Es ist ein schönes Wort der Kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881, daß es darauf ankomme, die Grundsätze des praktischen Christentums in die Gesetzgebung einzuführen, aber es ist doch nur sehr bedingt zu verstehen und zu verwirklichen. So gewiß mancher Volksfreund durch sein christliches Gewissen getrieben wird, für die Besserung der wirtschaftlichen Zustände der Arbeiterbevölkerung zu wirken, so gewiß ist, daß solche Bestrebungen der Guten nur durch den Zwang der Verhältnisse um des Bestandes unsers Staates willen zum Gesetz geworden sind. Ohne Sozialdemokratie wären wir sicherlich nicht so weit. Ich glaube auch, daß kaum fünf unter hundert ihre Ver-

sicherungsmarken in dem Bewußtsein und mit dem Gefühl einkleben, daß sie hiermit ein Gebot der Nächstenliebe erfüllten. Die allermeisten empfinden diese Staatspflicht als einen Zwang, den sie je eher je lieber abschütteln möchten. Und darum muß man die Frage wenigstens offen lassen, ob in unserm Volke die Einsicht in den Zwang der wirtschaftlichen Zustände, geschweige der Gemeinsinn und geschweige gar die christliche Nächstenliebe in dem Maße vorhanden ist, daß es eine solche Gesetzgebung ertragen kann. Ich persönlich bin von Anfang an ihr begeisterter Anhänger gewesen und auch geblieben, aber das kann mich doch nicht darüber täuschen, daß sie die Macht des guten Willens in unserm Volke überschätzt. Die Politik hat kein Herz und kann vielleicht keins haben, denn sie muß sich vor Illusionen hüten. Jede Politik, die sich in Illusionen wiegt, wird schließlich scheitern. So ist es dem Liberalismus gegangen, weil er die Fähigkeit zur Freiheit in unserm Volke überschätzt hat. So wird es der Sozialdemokratie gehen, weil sie meint, daß bessere Zustände von selbst bessere Menschen machten. So wird es auch dem Konservativismus gehen, wenn er eine Gesetzgebung durchsetzen sollte, die den Lebensnormen des Christentums wirklich konform wäre. Ganz abgesehen davon, daß von erzwungner Nächstenhilfe das Reich Gottes auch nicht den geringsten Zuwachs hat. Gesetze können nun einmal kein Leben schaffen.

Ebenso verkehrt ist es, wenn man auf konservativer Seite meint, die Christlichkeit der Partei werde dadurch bethätigt, daß man für das Königtum von Gottes Gnaden entschieden einträte. Wir haben hierüber vor kurzem an dieser Stelle unsre Meinung gesagt*) und könnten lediglich darauf zurückweisen. Aber wenn man immer wieder so thut, als ob eigentlich nur die monarchische Staatsform von Gottes Gnaden wäre, so muß auch immer von neuem dagegen Widerspruch erhoben werden. Dem Volke Israel hat Gott den ersten König im Unwillen gegeben. Und das Christentum gebietet wohl Gehorsam gegen die bestehende Obrigkeit, aber über die notwendige Form der Obrigkeit macht es keine Vorschriften. Ob ein Fürst dem Volke von Gottes Gnaden gegeben ist, darüber kann der Glaube nur von Fall zu Fall urteilen. Deutsche Volksart ist es allerdings, das Herz dem erblichen Fürstentum zuzuwenden. Und darum wird der fromme Sinn des Deutschen einem Fürsten, der thatkräftig und stetig, berufstreu und pflichteifrig, schlicht und einfach ist, um so lieber das Ehrenzeugnis „von Gottes Gnaden" zuerkennen. Aber ein Fürst nach dem Muster Ludwigs XIV. könnte selbst in Deutschland den monarchischen Sinn in weniger als einem Menschenalter völlig zerstören. Und der Glaube würde von einem solchen Fürsten urteilen, daß Gott ihn im Zorne zum Fürsten berufen habe, als eine Züchtigung für das Volk. Das sollte nicht schwer einzusehen sein, denn über derlei Dinge macht sich heutigen Tags selbst der Bauer seine Gedanken. Die Zeiten sind vorüber, in denen er die Fürstengewalt ohne weiteres Nachdenken als etwas Selbstverständliches hinnahm. Auch auf das „Gottesgnadentum" paßt es: Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!

Wir brechen hiervon ab, obwohl sich ja noch Bogen darüber schreiben ließen. Das steht uns jedenfalls fest: so wenig der Staat die Form des christlichen Lebens werden kann, so wenig kann eine Partei „christliche" Politik in einem Sinne treiben, der dieser Bezeichnung wirklich wert wäre. Wollte sie also das Christentum an die Spitze ihres Programms stellen, um damit anzudeuten, daß sie durch staatliche Maßnahmen christliche Lebensäußerungen hervorzubringen gedenke, so müßte ihr im Namen des Christentums der Beruf dazu abgesprochen werden.

Aber eine Partei trägt auch die Merkmale des Volkes an sich. Die Personen, aus denen die Partei besteht, gehören zum Volke, und das Leben des Volkes erschöpft sich nicht in den staatsbürgerlichen Rechten und Pflichten. Das Volk kann christlich sein, und als eine Vereinigung von Volksgenossen kann auch eine Partei christlich sein. Ob sie es ist, weiß allerdings Gott allein, und wir müssen hier wieder unser Urteil aus Glaube, Liebe, Hoffnung schöpfen. Aber wie wir keinem das Christentum absprechen, der sich als Christ bekennt, so wollen wir auch nicht widersprechen, wenn eine politische Partei sich in diesem Sinne christlich nennt und von ihren Genossen als Bedingung der Zugehörigkeit das Bekenntnis zu Christo fordert. Nur möchten wir wünschen, daß die Partei das Bekenntnis zu Christo nicht an irgend einem kirchlichen Dogma messen möge, da sie doch jedenfalls die Kontrolle über die Christlichkeit ihrer Glieder auch nicht in deren Lebensführung suchen, also die, deren Leben hinter dem christlichen Ideal zurückbleibt, nicht aus dem Parteiverbande ausstoßen wird. Wollte die konservative Partei sich mit der kirchlichen Orthodoxie identifiziren, so würde sie nicht nur vielen aufrichtigen Christen, die im Herzen konservativ gerichtet sind, den Beitritt unmöglich machen, sondern ihre Christlichkeit würde auch zur Heuchelei werden, da man von manchem, der in der konservativen Partei eine Rolle spielt, doch weiß, daß seine theologischen Ansichten sich von denen eines Liberalen sehr wenig unterscheiden. Es genügt, den Namen eines Toten zu nennen: Moltke. Daneben bleibt ja jedem einzelnen, auch jeder einzelnen Zeitung das Recht und die Möglichkeit, für die Orthodoxie einzutreten.

Will nun die konservative Partei christlich sein, so hat sie natürlich auch die Pflicht, dies zu bethätigen. Einerseits soll sie in der Gesetzgebung immer im Auge behalten, daß unser Volk christlich ist, und die Gesetze darnach einrichten (in der von uns geforderten Einschränkung und Bescheidung).

Andrerseits soll sie durch Wort und Schrift und That die christliche Gesinnung in unserm Volke zu stärken, und, wo es not thut, zu beleben suchen. Hierfür bietet sich in der Presse, im persönlichen Verkehr, in Versammlungen u. s. w. reichlich Gelegenheit. Den liberalen Parteien muß es als schwerer Vorwurf angerechnet werden, daß sie in dieser Beziehung so gut wie nichts gethan haben. Sie haben sich doch sonst auch nicht auf die eigentliche Parteithätigkeit beschränkt, sondern Eifer genug gezeigt, ihre Ideale ins Volk hineinzutragen. Warum haben sie sich denn der Angelegenheiten des christlichen Glaubens und der Kirche nicht, wenigstens nicht mitarbeitend angenommen? Warum haben sie nicht auch den christlichen Sinn gepflegt? Hätten sie es mit derselben Energie gethan, mit der sie sonst für ihre Ansichten gekämpft haben, dann wäre ihre politische Thätigkeit vielleicht auch erfolgreicher gewesen. So haben sie Formen geschaffen, die nur mit christlichem Inhalt von Segen sein können, haben sich aber nicht bemüht, diesen Inhalt hineinzubringen, ja haben denen, die es versuchten, noch Schwierigkeiten bereitet und sie mit Spott verfolgt: so hat sich der böse Geist der leeren Formen bemächtigt, und der kann erfahrungsgemäß nichts als zerstören. In dieser schweren Unterlassungssünde der liberalen Parteien liegt der Grund, warum das junge Geschlecht, das wieder mehr nach Gott fragt, von ihnen nichts wissen will. Ebendarin liegt auch der Grund, daß jetzt eine politische Partei ihren christlichen Charakter besonders betonen muß und kann, während doch die christliche Art so Gemeineigentum aller deutschen Parteien sein sollte, daß davon gar nicht besonders geredet zu werden brauchte.

Und nun zum Schluß eine Bitte: Auf keine andre Weise würde die konservative Partei ihre christliche Art besser bezeugen können, als wenn sie ihre Parteiarbeit im Geiste christlicher Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit triebe. Alles Parteitreiben, was man so darunter versteht, ist eigentlich unchristlich. Denn die Partei pflegt an den Gegnern nur die Schattenseiten, an sich selbst nur die Lichtseiten wahrzunehmen; und das ist gerade das Gegenteil von christlicher Urteilsweise. Parteien treten meist mit dem Anspruch der Unfehlbarkeit auf, ein Parteiblatt irrt sich eigentlich nie, und wenn es einmal eine fremde Meinung zum Worte kommen läßt, so hat es doch „auch schon Aehnliches gesagt," oder es findet seine „eigne Ansicht darin glücklich ausgedrückt." Allerdings findet sich dieser Unfehlbarkeitsdünkel nicht bei allen in gleicher Weise. Wie stark oder schwach er aber ausgebildet sein möge, mit dem Grundsatze christlicher Bescheidenheit steht er nicht im Einklange. Denn ein Christ ist sich der Beschränktheit seiner Einsicht um so deutlicher

*) Nr. 26 der Christlichen Welt.

bewußt, je lebhafter er von dem Gedanken an Gottes Weisheit ergriffen ist. In den öffentlichen Debatten, besonders bei Wahlen, findet man fast nie das Bestreben, dem Gegner wirklich gerecht zu werden, irgend ein schiefer Ausdruck von ihm wird dem Gelächter preisgegeben, und damit geht man über den Gedanken weg, auch wenn er vielleicht ganz gerade sein mochte. Christlich ist auch das nicht. Die Versuchung zu solcher unredlichen Kampfesweise mag ja oft, besonders in erregten und entscheidenden Augenblicken, fast unwiderstehlich sein, und darin liegt die Gefahr, die alle politische Thätigkeit für den Charakter in sich birgt. Daher kommt es auch, daß besonders ernste Christen sich ganz vom politischen Leben fern halten und von einer „christlichen" Partei nichts wissen wollen.

In allen diesen Beziehungen, die sich noch beliebig vermehren ließen, hätte die konservative Partei die günstigste Gelegenheit, ihre christliche Art zu bethätigen. Je entschiedner sie allem unchristlichen Parteitreiben, auch in ihrer eignen Mitte, entgegentritt, desto mehr wird das Zutrauen zu ihrer Christlichkeit wachsen, und desto segensreicher wird auch ihr Einfluß im Volks- und Staatsleben werden. H-Zw

---

Kardinal Manning

5. Schlußurteil über Mannings soziale Thätigkeit und über seine „Bekehrung Englands"

Nachdem wir in kurzen Umrissen geschildert haben, wie Manning von Fall zu Fall an die verschiednen Probleme herantrat, die in den sozialen Verhältnissen seines Volkes und seiner Zeit vorlagen, mag es am Platze sein, ein zusammenfassendes Urteil über seine soziale Thätigkeit zu versuchen. Wir knüpfen am besten an die Stellung an, die Manning zu dem berühmten Dockerstreik von 1889 einnahm. Die „Arbeiter-Union" hatte sich schon seit zwei Jahren mit dem harten Los der Dockarbeiter beschäftigt; der Streik selbst, der Mitte August begann, kam überraschend. Fast noch überraschender war die Sympathie, die die „gelernten" Arbeiter nun zum erstenmale den „ungelernten," wie es die Tagelöhner in den Docks sind, entgegenbrachten. Die Folge war, daß, als der Streik auf seinem Höhepunkt angelangt war, zwischen vierzig- und fünfzigtausend Mann feierten, von denen nur etwa ein Prozent wirkliche Dockarbeiter waren. Diese Leute erhielten in der Regel fünf Pence für die Stunde und mußten überdies stets mit der Aussicht rechnen, daß ihre Beschäftigung, wenn sie überhaupt eine solche bekamen, vielleicht nur eine Stunde oder noch kürzer währe. Sie verlangten nun sechs Pence für die Stunde mit nicht weniger als vier Stunden Beschäftigung, acht Pence für die Stunde Ueberzeit und Beseitigung des Kontraktsystems. Es gab wohl nie einen Streik, der so von der Sympathie aller Gesellschaftsklassen getragen war; auch die Geistlichen sämtlicher Denominationen standen auf seiten der Streikenden, sodaß die Dockdirektoren es bald geraten fanden, ihren Widerstand aufzugeben. So hätte es für Kardinal Manning wenig oder nichts zu thun gegeben, da der Sieg fast von vornherein sicher war, wenn nicht eben das Glänzende des Sieges es erschwert hätte, den Streik zum Abschluß zu bringen. Von Australien waren 30000 Pfund Sterling Unterstützungsgelder eingegangen. Nachdem der Streik etwa einen Monat gewährt hatte und für die dauernde Schädigung des Londoner Schiffahrtsverkehrs alles zu befürchten war, drohte sich die Bestimmung des Termins, wann die bewilligten Forderungen in Kraft treten sollten, in endlose Länge hinauszuziehen. Vorläufig war der 1. Januar 1890 angenommen; das Streikkomitee weigerte sich darauf einzugehen und verlangte den 1. Oktober, der unmittelbar vor der Thüre stand; noch andre, minder wichtige Punkte standen in Frage. In diesem kritischen Augenblick unternahmen der Kardinal Manning, der Lord Mayor, Mr. Sydney Buxton, der Bischof von London (der aber bald an der Sache genug bekam) und andre den Versuch, eine Vermittlung zu stande zu bringen. Allerlei Vorschläge wurden hin und her erörtert; die Streikenden besaßen Mittel in Fülle und sträubten sich gegen jede Konzession. Endlich gelang es Manning, die Annahme des 1. Novembers zu erreichen. Es giebt aus jenen Tagen eine phantasievolle Schilderung von dem Appell, den Manning in später Nacht an das Streikkomitee richtete in den Räumen der Kirbystreetschule:

Geduldig ging er die verschiednen Schwierigkeiten durch, Punkt für Punkt, und erörterte die beiderseitigen Gründe. Ungewohnte Thränen glänzten in den Augen seiner rauhen, von der Arbeit beschmutzten Zuhörer, als er seine Hand erhob und feierlich in sie drang, nicht einen Augenblick mehr die gefahrvolle Unsicherheit hinzuziehen und die Leiden ihrer Frauen und Kinder zu verlängern. Gerade über seiner erhobnen Hand war ein Bild der Madonna mit dem Kinde, und etliche der Leute erzählen, wie ein plötzlicher Lichtstrahl dasselbe zu umgeben schien, als der Redner für die Frauen und Kinder sprach, und als er sich niedersetzte, wußten alle, daß er den Tag gewonnen habe und der Streik zu Ende sei.*)

Das Hübscheste an dieser Erzählung ist, daß die Kirbystreetschule eine jener profanen, von Manning hundertmal geschmähten Boardschulen war, also der denkbar ungeeignetste Schauplatz für Madonnenbilder und magische Lichteffekte. Nun, vier Tage vergingen noch, bis die Dockdirektoren unter dem Druck der öffentlichen Meinung in den Kompromiß willigten. Der Streik endete mit dem sogenannten „Kardinalsfrieden" am 14. September.

Der Beifall seitens des großen Publikums war ein ungeheurer, die katholische Presse registrirte genau alle Lobeserhebungen, die ihr Kardinalerzbischof in der öffentlichen Meinung erntete; radikale Blätter wie die Pall Mall Gazette sprachen nur noch von dem „edeln Demokraten," der der „wahre Primas von ganz England" sei; es stand fortan fest, daß Manning der Vater und Führer des christlichen Sozialismus sei; eine Menge von Seitenhieben fiel auf die anglikanische Kirche, die so gar keine entsprechenden Männer aufweisen könne. Was Wunder, wenn noch ein Jahr später das Tablet in überschwänglichen Worten von jenem Augenblick sprach, da John Burns mit dem Kardinal von Angesicht zu Angesicht zusammentraf. „Die unwillkürliche Bewunderung des Arbeiterführers war so groß, daß sie einen Augenblick für die Verhandlung mit seinen Genossen bedrohlich wurde." Jene Begegnung wurde gefeiert als „das großartigste Symptom der sozialen Wandlung seit 1848."

Es zeigt sich, daß einem unüberwindlichen Instinkt zufolge der katholische Priester vom Volk und für das Volk ist. Christus der Erlöser war zugleich Christus der Zimmermann, und wenn eine Aera der Demokratie eintritt — und sie ist bereits über uns —, dann wird diese leuchtende Wahrheit notwendig formulirt werden durch einen neuen Meister der Sentenzen.

Dieser tendenziöse Wortschwall, der überall Mannings sozialpolitische Thätigkeit umgiebt, macht es schwer, das wirklich Verdienstliche seines Wirkens zu erkennen und anzuerkennen. Es war deshalb nur eine natürliche Reaktion gegen den Ueberschwang des Rühmens, wenn ruhige, konfessionell keineswegs beschränkte Leute in der Stille sich das Urteil gestatteten, Mannings Benehmen bei dem Dockerstreik sei kindisch gewesen. Er selbst scheint durch seinen Erfolg nahezu berauscht worden zu sein. Als unmittelbar darauf die Gasarbeiter von Süd-London einen Streik eröffneten, stellte sich Manning ebenso unbedingt auf ihre Seite; er erlaubte sich den Arbeitgebern in ziemlich hochfahrendem Ton die Leviten zu lesen und mußte sich dafür von ihrem Sprecher eine derbe Abweisung gefallen lassen. Was das Schlimmste war, grausames Elend kam über die Leute, deren Sache er verfochten hatte, ohne zuzusehen, ob sie wirklich Recht hatten. Angesehene Blätter sprachen nun von „Schauspielern gleich Kardinal Manning," die sich von Agitatoren brauchen lassen, um das öffentliche Urteil zu verwirren.

Trotz alledem müssen wir dabei verharren, daß Mannings Thätigkeit auf sozialem Gebiet edeln Beweggründen entsprang. Noch als Archidiakonus von Chichester hat er 1845 in einer öffentlichen Kundgebung das gute Wort gesprochen: „Die Zeit muß erobert werden für den armen Mann. Die Welt liegt zu hart auf ihm und läßt ihn einen zu schweren Zoll zahlen von seinem kurzen Leben." Das Mitgefühl für den Armen und Schwachen ist bei Manning etwas Urwüchsiges; das offne Eintreten für ihn entsprach nur seiner impulsiven Art. In zusammenhängendem Denken ist er nie an die soziale Frage herangetreten;

*) Hutton S. 211 f.

wo er über die Dinge reflektirt, hat er nur die Sprache eines Thomas von Aquino und Alphons von Liguori zur Hand. Es ist immer nur der einzelne Fall, der ihn erregt und zum Handeln treibt, und dabei geschieht es wohl auch, daß er sich überstürzt oder in Affekthascherei gerät. Und soviel ist sicher, daß neben seiner Thätigkeit die protestantischen Kirchen Englands sich von ferne nicht zu schämen haben. Was ihre Geistlichen und Laien auf sozialem Gebiet geleistet haben und noch leisten, das lasse man sich von Männern wie Brentano und Schulze-Gävernitz erzählen. Speziell der anglikanischen Kirche mag zur höchsten Ehre gereichen die stille und anspruchslose Art, wie der treffliche Bischof von Durham, Dr. Westkott, erst jüngst den ungeheuern, weit reichenden Ausstand der Durhamer Kohlenarbeiter zum Abschluß brachte. Ja man wird wohl sagen dürfen, sein Bestes hat Manning da gethan, wo er in den Spuren der gut protestantischen Maurice, Kingsley u. s. w. wandelte, die in den fünfziger Jahren dem christlichen Sozialismus die Bahn gebrochen haben. Endlich ist es eine der glücklichen Inkonsequenzen Mannings, daß er bei allem Schwärmen für die Demokratisirung der katholischen Kirche und für deren Zauberkräfte doch in den sozialen Nöten der Zeit nur ein einziges wirksames Organ weiß, und das ist der gut protestantische Staat, wie er ihn aus der Geschichte seines Vaterlandes kennt, und von dessen Gesetzgebung er alles erwartet.*) —

Zum Schluß können wir kaum an der Frage vorübergehen: Wie steht es mit dem großen Lebensziel Mannings? mit der Bekehrung Englands, die er um die Mitte des Jahrhunderts mit fliegenden Fahnen und unter lauten Posaunenstößen in kürzester Zeit herbeiführen zu wollen schien? In einem Aufsatz über „die Erfolge und Bedürfnisse der Kirche in England"**) kommt Manning darauf zu reden, daß eben erst eine Zusammenstellung der Personen veröffentlicht worden sei, die sich während der letzten dreißig Jahre „der göttlichen Autorität der katholischen Kirche unterworfen haben." Manning mißbilligt derartige Publikationen; sie seien der Hinneigung zur katholischen Kirche eher nachteilig als förderlich; es werden dadurch manche häusliche Wunden wieder aufgerissen; die katholische Kirche könne an Glanz nichts gewinnen durch die, die das Glück haben, sich der göttlichen Autorität zu unterwerfen; zudem könne eine solche Liste niemals ein richtiges Bild geben von dem wirklichen Fortschritt der katholischen Kirche; dieser lasse sich nicht nach Zahlen messen, sondern bestehe in dem Siege der Wahrheit, in der Ueberwindung falscher Lehre und herkömmlicher Feindseligkeit gegen den Glauben. Ebenso sprach sich Manning im Juni 1890 noch einem Journalisten gegenüber aus; er lehnt das Nennen von Zahlen ab:

> Wenn es auch viele sind, die sich der Kirche angeschlossen haben, was sind sie unter den Millionen unsers Landes? Die materielle Entwicklung, der Wandel in der öffentlichen Meinung, die Zunahme geistlicher Thätigkeit — das sind die richtigen Maßstäbe. Kirchen, Kleriker, höhere Lehranstalten, Klöster, Schulen — alles hat sich verdoppelt, verdreifacht, ja verzehnfacht. Es werden unendlich mehr Gottesdienste, Predigten, Sakramentfeiern gehalten u. s. w.

Mannings Scheu vor Zahlen hat jedoch einen sehr bestimmten Grund. Bücher, wie das von W. G. Gormann, Converts to Rome, 1884, weisen für den Zeitraum von 1800 bis 1878 in Großbritannien 335 Geistliche, 765 Laien und 716 Damen als Konvertiten auf. Mit den seit 1878 erfolgten Uebertritten mag sich der römische Gewinn auf 1900 Personen belaufen. Vergleicht man die Zahl der 1900 Konvertiten mit der Zahl des englisch-römischen Klerus, 2671 Personen im Jahre 1887, ohne die Hunderte von katholischen Ordensleuten zu rechnen; denkt man an die Guild of our Lady of Ransom mit 13000 Mitgliedern, darunter 758 Priester, die jedes Jahr 2300 Messen darbringen für die Bekehrung Englands; an die Children of St. Pauls of the Cross, die durch ihre Regel verpflichtet sind, für die Bekehrung Englands rastlos zu arbeiten — wo sind die Erfolge, die diesem ungeheuern Apparat, dieser fieberhaften Thätigkeit auch nur von ferne entsprächen? Statistiker wie G. Ravenstein weisen nach, daß seit 1865 die katholische Kirche in England einen stetigen Rückgang erleide, der irische Romanismus werde aufgesogen von dem Protestantismus.***) Würde sich in England die römisch-katholische Bevölkerung in gleichem Verhältnis mehren wie die übrige, so müßte sie jedes Jahr um 18000 Seelen zunehmen, in Wirklichkeit aber sind es nur 6000.

Daß die katholische Bevölkerung in ihrem Maße teil genommen hat an der Entwicklung und Hebung der materiellen Lebensverhältnisse, wie sie unserm Jahrhundert eigen ist, läßt sich ja denken; auf recht dunkle Partien, die gerade hier dem Beobachter sich zeigen, werden wir übrigens noch zu kommen haben. Die tiefgehende, schroffe Abneigung gegen alles papistische Wesen, die das englische Volk in Jahrhunderten gefaßt und bewahrt, hat sich sehr gemildert. Römisch-katholische Prozessionen können sich anstandslos in der Kathedrale von Canterbury bewegen, können das Andenken des heiligen Thomas in jeder Tonart feiern, werden sogar von dem Dekan der protestantischen Kathedrale umhergeführt und bewirtet. Auf der einen Seite ein Nachlaß des dogmatischen Sinnes, eine Zunahme religiöser Indifferenz im allgemeinen, auf der andern das Wuchern des anglokatholischen Geistes innerhalb der Staatskirche mögen Schuld sein an dieser Wandlung der öffentlichen Stimmung; gewiß läuft in weiten Kreisen auch das Bewußtsein um die Ungefährlichkeit dieses Treibens mit unter. Ebenso sicher ist, daß in Wechselwirkung mit all diesen Dingen die glänzende Stellung steht, die Kardinal Manning im Laufe der Jahre gewonnen hat. Er, der „Demokrat vom reinsten Wasser," durfte erleben, daß die englische Presse im Sommer 1890 monatelang über seinen Vorrang stritt, bis endlich festgestellt wurde, daß wirklich mit Wissen und Willen des Prinzen von Wales bei den Unterschriften königlicher Kommissionen der Name des Kardinalerzbischofs von Westminster unmittelbar nach dem des Thronfolgers vor dem aller Peers des Reichs zu kommen habe. Das Tablet hat deshalb nicht Unrecht, wenn es aus Anlaß des Silberjubiläums, das der Erzbischof 1890 feiern durfte, schreibt:

> Manning mehr als irgend einem andern Mann ist es zu verdanken, daß die englischen Katholiken endlich über das enge, verkümmerte Leben der Verfolgungszeiten hinausgewachsen sind und nun in allen Dingen auf gleichem Fuße mit ihren Landsleuten stehen. Er ist der große Führer gewesen, der uns aus der Wüste und Zeit der Knechtschaft weggeführt hat in das Land der Verheißung. Vor seinem Wort, Leben und Beispiel sind die Schranken des Vorurteils niedergesunken, eine um die andre, wie die Mauern von Jericho.

Und doch, es ginge wider die geschichtliche Wahrheit, wenn wir über dem Glanz, der den Kirchenfürsten umstrahlt, die finstern Abgründe vergessen wollten, die in den Niederungen seiner Kirche gähnen. Im Sommer 1890 hielt die Catholic Truth Society ihre Jahresversammlung; auf ihrem Programm steht unter anderm auch die unvermeidliche „Bekehrung Englands." Bei dieser Gelegenheit sprach ein Kanon Murnane über „die Temperenzbewegung." Er schilderte eine bestimmte „Mission" — sie umfaßt 10000 Seelen inmitten einer Gesamtbevölkerung von 200000 — und hier wieder eine bestimmte Straße. Da ist ein Wirtshaus, und „was hier vorgeht, wiederholt sich landauf landab."

> Da findet man jeden Abend unsre Knaben und Mädchen; die letztern zahlreicher denn die erstern; zwei, drei Jahre, nachdem sie die Schule verlassen haben, drängen sie sich zum Trunk, solange sie Geld haben oder von irgend jemand freigehalten werden.

In der Nähe ist eine Schule mit mehr denn 500 Kindern. Trotz allen möglichen Bitten, öffentlichen und privaten, von Priestern und Lehrern an Schüler und Eltern beträgt das eingehende Schulgeld im Jahre nicht mehr als 90 Pfund Sterling. Der Unterhalt der Schule kostet aber 800 Pfund, und die Familien, zu denen die Kinder gehören, geben für den Trunk 5000 Pfund aus im Jahre. Jüngst war in dieser Gemeinde von 10000 Seelen eine Kollekte, sie trug 12 Pfund ein; aber diese ganze Gemeinde giebt im Jahre 30000 Pfund aus für Getränke. Der Priester ist ratlos, wie er seine Mission aus den Schulden bringe;

*) In einer Zuschrift an den Katholisch-sozialen Kongreß zu Lüttich, September 1890, verlangt Manning von dem Staat ein Gesetz „für die Regulirung aller freien Verträge zwischen Kapital und Arbeit." Weekly Register, September 13, 1890.

**) Dublin Review 1882; Miscellanies IV, 331—368.

***) Die genauern Nachweise siehe in den Preußischen Jahrbüchern, Januar 1890: „Die Katholisirung Englands" von R. Buddensieg.

er zermartert sein Gehirn und muß oft gewagte Mittel ersinnen auf Kosten seines geistlichen Amts. Die Schulen sind mit Mangel bedroht, die Lehrer schlecht bezahlt, und jeder Bischof schaut mit Schmerzen auf ein Dutzend öder Plätze in seiner Diözese, wo keine Schule, keine Kirche, kein Priester ist, um dem Volke das Brot des Lebens zu bieten.

Wie könnt ihr — ruft Murnane aus — Bekehrung erwarten, (sagts nicht an zu Gath, verkündets nicht auf den Gassen zu Askalon!) wenn ein katholischer Gefängnisgeistlicher versichert, daß von 6—7000 Weibern, die jährlich in das Gefängnis gebracht werden, mehr denn achtzig Prozent katholisch sind! Die Leute dieses Landes verstehen nichts von übernatürlichen Tugenden; sie sehen nicht das Leben der Seele; aber sie sehen, was vor ihrer Thüre und auf der Straße geschieht; sie kennen und schätzen die moralischen Tugenden, Mäßigkeit, Ehrlichkeit u. s. w.; das müssen die Motive sein, die uns Glauben verschaffen, und die Kennzeichen der wahren Kirche.*)

In der That, diesen Zuständen können Enthaltsamkeitsorden, Liga zum Kreuz samt allen Gelübden und Indulgenzen nicht begegnen; ebensowenig vermögen imposante Massenversammlungen dagegen aufzukommen, sondern einzig die stete stille Arbeit in Seelsorge und Erziehung. Wie in den obern, so rächt sich vor allem in diesen untern Schichten der Bevölkerung die fanatisch ultramontane Schulpolitik, die der englisch-römische Episkopat unter Mannings Führung einschlug. Im Herbste 1889 errichtete die städtische Ortsschulbehörde von Manchester eine abendliche Fortbildungsschule; die Mädchen sollten im Kochen, die Knaben im Zeichnen und gewerblichen Fächern, beide Geschlechter im Singen unterrichtet werden. Ueber Hals und Kopf rief der katholische Bischof von Salford-Manchester, Dr. Vaughan, der jetzige Nachfolger Mannings, seine Leute zusammen und richtete ebenfalls eine Fortbildungsschule ein mit denselben Fächern; eine Menge Anmeldungen erfolgten; aber die Schüler brachten eine mangelhafte Vorbildung mit; andre Hemmnisse traten ein, und die Einrichtung währte kaum bis Weihnachten. Die städtische Fortbildungsschule aber blieb den Katholiken verschlossen. Warum? Die richtige Antwort giebt wohl ein offenbar katholischer Korrespondent der Manchester City News:

Die städtischen Tagschulen sind von den Kanzeln aus so oft gescholten und verdammt worden, daß die ärmere Klasse der katholischen Bevölkerung denkt, diese Verdammung gelte auch den Abendschulen, und so lassen sie ihre Jugend lieber in Unwissenheit aufwachsen.

So lange der römische Klerus seine Leute planmäßig außer aller Berührung mit den sittlich und intellektuell bildenden Einrichtungen der übrigen, eben allerdings protestantischen Nation hält, so lange fehlt diesen Leuten die allererste Voraussetzung für eine wirkliche Hebung ihrer sozialen Lage, mag ihr Kardinal-Erzbischof ein noch so vielgenannter Sozialreformer sein. Man versteht dann aber auch, warum zwischen den hochtrabenden Worten von der „Bekehrung Englands“ immer wieder so völlig andre Stimmen durchtönen, wie:

Ihr verliert unter dem armen Volk Tausende für die Hunderte, die ihr in den obern Schichten gewinnt!**)

Die Aussichten des Katholizismus in England sind heute trüber als je, seit Elisabeth den Thron bestiegen; die Katholiken Englands fallen vom Glauben ab in weit größerm Umfange, als man sich vorstellt.***)

Derartiger Bekenntnisse, die man eben nur bei eingehender Lektüre der katholischen Presse wahrnimmt, wären noch eine Menge anzuführen. Nur eines möge noch Raum finden; es stammt von Lord Braye, einem Konvertiten, der sich auch sonst schon ein ehrliches Wort erlaubt hat. Er sagt:

Die Zukunft der Kirche in England schwankt in der Wage. Die irrige Meinung, als ob England eilends zur Kirche zurückkehre, ist noch nicht ganz zerstört. Ehe das nicht geschieht, ist wenig Hoffnung auf wirklichen Fortschritt. Dieser Irrtum war die Quelle großer und weitreichender Kalamität. Statt kleine und zahlreiche Missionshäuser zu errichten, baute man Kirchen, ja Kathedralen; Tausende, Hunderttausende von Pfunds hat man auf die Ausführung architektonischer Pläne verwendet. Ursprung und Ursache unsrer gegenwärtigen mißlichen Lage ist die überströmende Hoffnungsseligkeit unsrer Vorfahren.†)

*) Weekly Register, August 2, 1890.
**) Weekly Register, July 12, 1890.
***) Catholic Times, August 7, 1891.
†) The Position of the Catholic Church in England and Wales during the last two Centuries. Retrospect and Forecast. Edited for the XV. Club. With a Prefase by the Lord Braye, President of the Club. London, 1892.

Ebenso beklagt Lord Bray die schreckliche Zersplitterkng der Kräfte und Vergeudung des Geldes in Errichtung von allerlei höhern Lehranstalten und Seminarien:

Viele Tausende sind an diese prächtigen Bauten verschwendet worden — Summen, mit denen Klerus und Mission fast in jeder Stadt von England und Wales hätten unterstützt werden können.

Wer denkt bei alledem nicht an das Wortgepränge, womit Manning ehedem die nahe Bekehrung Englands verkündete? an jene verunglückte Universitätsgründung zu Süd-Kensington? an den vielgenannten Bauplatz, der in London mit einem Aufwand von 60 000 Pfund Sterling (1 200 000 Mark) allmählich zusammengekauft worden ist für die künftige, der katholischen Kirche in England würdige Kathedrale der Erzdiözese, der aber seit Jahren und wohl auf lange hinaus den Tummelplatz für Londoner Gassenjungen bildet? Das sind die seltsamen Widersprüche, auf die man überall stößt in der modernen Geschichte der römischen Kirche in England, sowie in der besondern Rolle, die Manning in ihr spielt.

Wir schließen unsre Skizzen, die ja nur einzelne Seiten im Wesen und Wirken des Mannes hervorheben konnten.

Am 14. August d. J., im vierundachtzigsten Lebensjahre ist er gestorben nach kurzem Krankenlager. Als er sein Ende nahen fühlte, wünschte er in den vollen Ornat des Kardinals gekleidet zu werden mit Chorrock, Gürtel und Brustkreuz, darüber das Barett und die Cappa Magna. Als das geschehen war, gab er dem Provost Gilbert, sowie den übrigen Kanonikern den letzten Kuß und sprach erschöpft, aber bei vollem Bewußtsein: „Ich bin froh, daß ich alles in gebührender Ordnung habe thun können.“ Dem Toten wurde fürstliche Ehre erwiesen. Nach Schätzung der Times passirten an einem Tage hunderttausend Menschen den Katafalk.

Denkwürdig wird der Name Mannings allezeit bleiben. Es ist ein singulärer Lebensgang, den er geführt hat. Weitreichende Wirkungen waren ihm vergönnt. Im Vatikan hatte er Einfluß nicht nur als Infallibilist; ebenso scheint er auf die Stellungnahme des Papstes zu der sozialen Frage wie zu den politischen Regierungsformen eingewirkt zu haben. Nach der einen Seite war es z. B. der Franzose Lavigerie, der bei einem persönlichen Besuch in London 1888 bestimmende Eindrücke von Manning empfing, nach der andern Seite bestanden lebhafte Beziehungen zwischen dem englischen Kardinal und seinen nordamerikanischen Kollegen wie Gibbons. Einer der letzten unmittelbaren Zeugen und Sprößlinge jener großen katholischen Reaktion, die zu Anfang unsers Jahrhunderts gegen die französische Revolution sich erhob, war Manning zugleich einer der ersten und beredtesten Verkündiger der modernen Schlagwörter, mit denen die römische Kirche das nächste Jahrhundert beherrschen zu können wähnt. Für uns ist er, offen gestanden, eine antipathische Persönlichkeit. Mögen wir das sanguinische Temperament und die intellektuelle Anlage des Mannes, die persönlichen und die allgemeinen Umstände, unter denen er aufwuchs, noch so sehr in Rechnung ziehen, mögen wir seine Verdienste auf humanitärem und sozialem Gebiet noch so sehr würdigen, im Wesen und Gebahren des Mannes geht doch so Verschiedenartiges neben und durch einander, was ein schlichter Wahrheitssinn nicht zusammenreimen kann. Im Herbste 1845 kehrte Gladstone von seinem ersten Besuche bei Döllinger in München zurück. Geängstigt durch die bedenkliche Reihenfolge von Austritten aus der englischen Kirche, die eben erfolgten, richtete er an Manning die Frage, ob es einen prinzipiellen Grund gäbe, der diese Austritte erklären könnte. Nach einigem Besinnen gab Manning die Antwort: „Ja; Mangel an Wahrheit!“ Wir können uns kaum des Eindrucks erwehren, daß Manning mit diesen Worten in einem gewissen Sinne sich selbst das Urteil gesprochen hat.

C S

Bewegungen in der römischen Kirche der Vereinigten Staaten

Vom August 1892

Neben dem Kampfe um die Präsidentschaft läuft, teilweise in diesen hinüberspielend, der erneuerte Streit um die Pfarrschule der katholischen Kirche. Vor Jahresfrist (vgl. vorigen

Jahrgang Nr. 37, Sp. 863 ff.) haben wir dieser Erscheinung schon das allgemeine Interesse zuwenden wollen. Es liegt uns hier ein hochwichtiger Punkt des römischen Programms vor.

Seitdem Cahensly durch seine Bittschrift die nativistischen Elemente entfesselt hatte, ruhte der Streit nicht, umsomehr als die Entscheidung Roms beiden Teilen Recht gab und Grund zu weiterer Agitation. Deutlich hob sich damals aus der Reihe der Gegner die Gestalt des Erzbischofs Ireland, und er ist es, der nun der Rufer im Streit geworden ist. Seine Verwandlung der Pfarrschulen von Faribault und Stillwater in Staatsschulen gab das Signal zu allgemeiner Erhebung, denn sein Vorgehen bedeutete einen Angriff auf die Pfarrschule, die zumal für die fremdsprachlichen Katholiken ein Lebensinteresse darstellt. Für den glaubenseifrigen „Deutschen und Jesuiten" (diese Zusammenstellung gebrauchte Ireland) war sie zugleich eine Schädigung des Religionsunterrichts. Auf der andern Seite erhoben sich die Gegner aus den Reihen der Staatsschule, weil sie nicht zugeben wollten, daß katholische Schulschwestern — auch nach Entfernung der Zeichen ihrer Kirche und ihres Standes — in öffentlichen Schulen unterrichteten und vom Staate besoldet würden.

Es ist hier auf eine interessante Erscheinung hinzuweisen, die sich durch das ganze amerikanische Leben hindurchzieht: ich meine die Gegenüberstellung von staatlich und katholisch. Als ob alles, auch das rituelle Thun der Nichtkatholiken religiös neutral wäre, meint der Staat, die Freiheit von der Religion sei überall da gewährleistet, wo kein Katholizismus auftritt! Er vollzieht die römische Scheidung von staatlich und christlich und glaubt an eine „allgemeine Religion" seiner Bürger, die er bei besondern Gelegenheiten in Form eines Gebetes sich äußern läßt. So steht den „allgemein Religiösen" der Katholizismus gegenüber; dem öffentlichen Bewußtsein gilt nur dieser als „Kirche." Welch eine Uebermacht, so müssen wir von hier aus urteilen, hat dies geschlossene Kirchentum über die religiöse Zerfahrenheit der Konfessionen und Denominationen! Wie muß deren Zuversicht herabgedrückt werden, wenn über ihnen eine allgemeine Religion angenommen wird! Ihre Besonderheiten werden zu Zufälligkeiten und Spielereien, während dort selbst die kleinste der Kleinigkeiten mit dem Glauben an die Wahrheit der Kirche verbunden erscheint.

Es ist bekannt, daß Ireland sich nach Rom wandte. Seine Reise dorthin trat er voll Hoffnung an. Er wußte auch, wie es scheint, durch das Kabel, das er gemietet hatte, eine Zeit lang die öffentliche Meinung im Unklaren zu halten. Endlich kommt die Entscheidung des Friedenspapstes: tolerari potest. Das war im Verhältnis zur Größe seines Zieles für den St. Pauler Kirchenfürsten und Parteiführer eine Niederlage. Dem entsprach auch der Empfang in New-York. Seine Gesinnung aber zeigte Ireland offen dadurch, daß er an Erzbischof Corrigan von New-York, der auf Seiten der Gegner steht, ostentativ vorüberging und den von diesem exkommunizirten Dr. Mc. Glynn „mit beiden Händen" empfing. Ebenso still war der Einzug in seine Residenz. Der Kampf spielt in den Zeitungen weiter.

Am 28. Juli ist nun durch Kündigung seitens der Staatsschulbehörde die verstaatlichte Pfarrschule zu Stillwater wieder an die Kirchengemeinde gefallen. Es steht zu erwarten, daß dasselbe zu Faribault geschehen wird. Wozu der Lärm? möchte man fragen, wäre nicht durch eine Rede des Rektors der Washingtoner Universität, gehalten am 19. Juni in Chicago, die Frage in ein neues Stadium getreten. Zu bemerken ist, daß die katholische Universität auf seiten Irelands steht. Man hat Grund, dasselbe auch vom Kardinal anzunehmen, den politische Rücksichten dazu zwingen, auch wenn ihn nicht seine Abstammung dahin führte. Er enthält sich selbstverständlich aller Aeußerungen: sein Brief an Rom sowie seine neuerliche Versicherung großer Hochachtung vor seinen deutschen Untergebnen besagen nicht viel. Er hat es von Leo gelernt, zwischen den Parteien zu stehen.

„Christliche Erziehung in Amerika" ist der Titel der Rede des Rektors! Der Standpunkt ist geändert. Die Rede handelt nicht allen von Verstaatlichung der Pfarrschule: sie verlangt Umwandlung der religionslosen Staatsschule in die konfessionelle Schule. Die Pfarrschule soll bestehen, nur solange der Staat diesem Verlangen nicht nachgegeben hat. Wir haben hierin demnach eine Parallele zu dem preußischen Schulgesetzentwurf in dem Lande der Religionsfreiheit. Wie die religionslose Schule auf den Prinzipien der amerikanischen Verfassung, genauer der Unabhängigkeitserklärung ruht, so wird diese von der Forderung berührt, und so gewiß die Forderung den Zustand verlangt, der eintreten wird, sobald der Katholizismus die Oberhand gewonnen hat, so eröffnet uns die Rede einen Blick in die Zukunft der amerikanischen Union. Sicher liegt in ihr ein Angriff auf die Gedanken des vorigen Jahrhunderts vor, wie sie ihren Ausdruck in der amerikanischen Verfassung gefunden haben. Wird der Katholizismus berufen sein, diese Gedanken, die er selbst erzeugt, wiederum zu vernichten? Es klingt paradox, daß er der Träger moderner Anschauungen werden solle, die die Prinzipien des Zeitalters der Humanität in diesem ihrem letzten Horte, den Vereinigten Staaten, überwinden sollen.

Was wird der Erfolg der Rede sein? Die Antwort auf diese Frage scheint von geringer Bedeutung angesichts der Thatsache, daß solche Forderung seitens Roms ausgesprochen wurde. Sicher ist, daß die Zahl der Gegner eine um so größere ist, je breiter die Grundlage, auf der der Plan ruht. Die Kämpfe für die konfessionelle, sondersprachliche Pfarrschule werden in allen Lagern Bundesgenossen finden; selbst die „Freidenker" fahren auf über dem Kloß, der ihnen aus dem katholischen Himmel in ihre Behaglichkeit hineingeschleudert worden ist. Sicher aber werden die Erzbischöfe bei ihrer Versammlung sich über die That des streitbaren Universitätsrektors — seine Rede ist eine That — zu äußern haben. Zu dieser Versammlung lädt sie der Brief der Propaganda vom 31. Juli, nachdem vorher die Voten der Bischöfe in den einzelnen Provinzversammlungen eingeholt seien. Dieser Befehl ist die eigentliche Anwort auf Irelands Reise nach Rom: laßt uns zuerst die offizielle Kundgebung der amerikanischen Bischöfe entgegen nehmen!

Es stand zu erwarten, daß die beiden Präsidentschaftskandidaten irgendwie in den Streit hineingezogen würden. In den Staaten Illinois und Wisconsin spitzt sich ja zumal die politische zur Schulfrage zu. Katholiken und Lutheraner haben sich dort zusammengeschlossen, um die Unterrichtsfreiheit zu behaupten, und stimmen für den demokratischen Kandidaten. Von den Gegnern wird dieser als Katholikenfreund hingestellt. Unter seiner Präsidentschaft habe ein besondrer Telegraphendraht Washington und die Kardinalresidenz verbunden und dergleichen. Cleveland hat dagegen eine indignirte Erklärung gegeben, in der er die Herzensgüte und Duldsamkeit des Kardinals rühmt, während er sich selbst als Presbyterianer bekennt. Auf der andern Seite wird von den Demokraten Harrison als der größte Gegner Roms bezeichnet: weder dem katholischen Kongreß noch der Einweihung der Washingtoner Universität habe er beigewohnt, die katholische Indianermission versuche er zu stören, Verleumder Roms seien in seinen Diensten. Von dem republikanischen Kandidaten liegt eine Kundgebung vor: er hat auf der Versammlung des amerikanischen Lehrerbundes eine Rede gehalten, in der er die Forderung ausspricht, daß „in allen Schulen die Moralität der zehn Gebote ausgeprägt werde." Nach dem Western Watschman wiederum soll er sich beim Papste für Ireland verwendet haben. Dessen Partei hofft auf die Unterstützung der Republikaner, und so ist auch eine politische Spaltung bemerkbar, da die deutschen Katholiken durchgängig Demokraten sind.

Auf der Weltausstellung in Chicago wird eine besondre Abteilung das katholische Erziehungswesen darstellen. Nach der Encyklika Leos soll ja die Columbusfeier überhaupt für die katholische Kirche zur „Verknüpfung der Heiligkeit der Religion mit dem Glanze bürgerlichen Pompes" ausgenutzt werden.

Am 5. August hielt die Catholic total abstinence union of America ihre zweite Jahresversammlung. Diese Union zeigt uns, wie puritanische Grundsätze an der Hand der englischen Sprache in den Katholizismus hinübergeleitet werden. Die Nativisten betrachten die totale Abstinenz als einen Teil des

amerikanischen Charakters; sodaß bezeichnenderweise Irelands Blätter dieselbe vertreten. Die deutschen Katholiken wollen sich ihr „Glas Bier" nicht rauben lassen, wie sie auch für Offenhaltung der Ausstellung am Sonntage sind. Der Gegensatz zieht sich aber durch alle Gebiete hindurch.

Am 27. September tritt der deutsch-amerikanische Katholikentag in Newark zusammen. Auf der Liste stehen: die römische Frage (Monsignor Dr. Schröder von Washington), die soziale Frage, Columbus, die Schulfrage, unsre Jugend, Vaterlandsliebe.

In Dakota haben die katholischen Sioux-Indianer einen „Kongreß" gehalten. Im ganzen beträgt die Zahl der katholischen Indianer 106 801 mit 68 Priestern. Man verwendet auf diese Missionen viel Mühe und Arbeit, denn man möchte den Fehler nicht wieder machen, den man gegenüber den Negern begangen. Rom hat die Mission unter den Negen so vernachlässigt, daß erst im letzten Winter der erste farbige Priester die Weihe erhielt! Man hofft von einer demokratischer Regierung den Sturz des katholikenfeindlichen Indianerkommissars.

„Deutsche und Jesuiten" — in dieser Kombination liegt allerdings der Schlüssel zum Verständnis des gegenwärtigen Standes der katholischen Kirche Amerikas. Und doch ist es auszusprechen: gegen das Werdegesetz der Vereinigten Staaten, das der englischen Sprache und — vielleicht auch — der spezifisch englischen Religiosität bezw. Lebensform die Zukunft verbürgt, kämpft die Schlauheit der Jesuiten und der ideale Enthusiasmus des Deutschen vergebens. J H

Graf Moltke und die Evangelische Allianz

Der jüngst veröffentlichte Band von Moltkes Schriften hat einen Brief von ihm gebracht, der vielfach von den Zeitungen abgedruckt ist, weil er auch ein Licht auf seine kirchliche und religiöse Stellung wirft. Herr Pfarrer Baumann in Berlin, Sekretär des deutschen Zweiges der Evangelischen Allianz, der Empfänger jenes Briefes, hat die Freundlichkeit gehabt, uns zum Verständnis und zur Ergänzung der veröffentlichten Aeußerung folgende Mitteilungen zu machen.

Der „Evangelische Bund," wie er von jeher geheißen hatte bei allen offiziellen Kundgebungen, der aber allmählich aus gegebenen internationalen Anlässen ungesucht die Bezeichnung Evangelische Allianz annahm, beauftragte mich, da ich öfter mit Graf Moltke in Sitzungen zusammentraf, an ihn die Bitte um Uebernahme des Präsidiums zu richten. Ich habe das, wenn ich nicht irre, zuerst mündlich gethan unter Schilderung der Eindrücke, die ich 1873 in New-York empfangen hatte und unter Darstellung der Aufgaben, die sich die Allianz gestellt hatte: Religionsfrieden und Glaubensfreiheit zu unterstützen.

Der Graf ging lebhaft auf die Sache ein und fragte in seiner sachlichen Weise nach den Statuten. Auch über diese gab ich ihm Auskunft mit dem Bemerken, daß sie vom Jahre 1846 herrührten und nicht mehr ganz der Sachlage entsprächen, insofern seitdem in andern Ländern kürzer und weiter gefaßte Konsensusformeln aufgestellt seien, ohne daß man auf sie und ihren Wortlaut zu großen Wert gelegt habe. Immerhin seien aber andre und neue Statuten seit der Gründung nicht aufgestellt, auch hätten sich Unitarier und mehrere andre Richtungen dem Bunde thatsächlich nicht angeschlossen.

Daraufhin erhielt ich — ob auch auf eine schriftliche Anfrage, weiß ich nicht mehr — folgenden Brief:

Creisau, den 31. Mai 1878

Euer Hochwürden ersuche ich sehr ergebenst, dem Komitee des deutschen Zweiges der Evangelischen Allianz meinen verbindlichsten Dank auszusprechen für die freundliche Absicht, mir das Ehrenpräsidium desselben zu übertragen.

Bevor ich mich jedoch entscheide, ob ich diesem mich sehr ehrenden Antrage entsprechen kann, muß ich mich über den Zweck des Vereins orientiren, und bitte ich Sie deshalb ergebenst, meinem Adjutanten Oberst de Claer in Berlin, die bezüglichen Statuten u. s. w. zu übersenden, welcher sie mir übermitteln wird.

Dem Herrn Baronet Vernay bitte ich bei passender Gelegenheit meinen verbindlichsten Dank für seine freundlichen Gesinnungen sowie für seine wiederholte gütige Einladung auszusprechen, der ich nachzukommen nicht verfehlen werde, wenn ich einmal nach England kommen sollte.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Ew. Hochwürden
sehr ergebener
Gr. Moltke,
Feldmarschall

NB. Die Vernayschen Grüße hatte ich aus dessen Hause in Claydon house bei Oxford persönlich ausgerichtet.

Ich übersandte ihm das Statut, dessen § 2 folgenden Wortlaut hat.

Als Grundlage seiner Vereinigung gelten dem deutschen Zweige des Evangelischen Bundes die zu London von demselben angenommenen neun Lehrpunkte.

1. Die göttliche Eingebung, Autorität (Ansehn) und die Zulänglichkeit der heiligen Schrift.
2. Die Einheit des göttlichen Wesens und die Dreieinigkeit der Personen.
3. Die gänzliche Verderbtheit der menschlichen Natur infolge des Sündenfalls.
4. Die Menschwerdung des Sohnes Gottes, sein Erlösungswerk und sein Mittleramt als Fürsprecher und König.
5. Die Rechtfertigung des Sünders allein durch den Glauben.
6. Das Werk des heiligen Geistes in der Bekehrung und Heiligung des Sünders.
7. Das Recht und die Pflicht des eignen Urteils in Erklärung der heiligen Schrift.
8. Die göttliche Einsetzung des Predigtamts, und die Autorität und Dauer der Stiftung der heiligen Taufe und des heiligen Abendmahls.
9. Die Unsterblichkeit der Seele, die Auferstehung des Leibes, das Weltgericht durch unsern Herrn Jesum Christum mit der ewigen Seligkeit der Gerechten und der ewigen Verdammnis der Ungerechten.

Die Aufnahme von Mitgliedern soll von der Zustimmung zu diesen neun Lehrpunkten abhängig gemacht werden.

Darauf erhielt ich den bereits veröffentlichten Brief. Die hier gesperrt gedruckten Worte berichtigen falsche Lesarten der mir vorliegenden Drucke.

Creisau, den 10. Juni 1878

Hochgeehrter Herr Pastor!

Dem Bestreben, die verschiedenen Abteilungen der evangelischen Kirche auf einem gemeinsamen Boden zu versammeln, kann ich nur volle Anerkennung zollen, befürchte aber, daß das durch die gütigst mitgeteilten neun Lehrpunkte des evangelischen Bundes scharf umgrenzte Gebiet dafür zu eng sein wird.

Die Zahl derer ist groß, welche die Wahrheit redlich suchen, aber nicht zu der Erkenntnis gelangt sind, welche die Statuten als die ausschließlich richtigen bezeichnen und welche für einen evangelischen Geistlichen gewiß der richtige Standpunkt ist.

Es sind nicht Leugner aber Zweifler, welche, wenn sie ehrlich gegen sich selbst sein wollen, nicht behaupten können, daß jene Punkte ihre wahre Ueberzeugung bilden.

Ich gehöre zu diesen und muß daher ablehnen, in das Komitee des deutschen Zweiges des evangelischen Bundes einzutreten.

Indem ich meinen aufrichtigen Dank für das in mich gesetzte Vertrauen ausspreche, verharre ich mit besondrer Hochachtung

Ew. Hochwürden
ergebenster
Gr. Moltke,
Feldmarschall

Zu diesen thatsächlichen Mitteilungen nur wenige Bemerkungen:

1. In den Abdrücken der Zeitungen stehen überall zwei sinnentstellende Irrtümer. Nicht neue Lehrpunkte, sondern neun Lehrpunkte sind von den Gründern der Allianz der Bibel entnommen und als gemeinsamer Glaubensbesitz der Allianzfreunde aufgestellt worden.

2. Nicht von Leugnern und Zweiflern spricht Moltke, sondern er stellt beide einander gegenüber und unterscheidet: nicht Leugner, aber Zweifler.

Moltke lehnt ab Leugner zu sein, zählt sich aber zu den Zweiflern, die zu dem korrekten Standpunkt nicht gelangt sind, und das kann um der Wahrhaftigkeit willen nur erfreuen.

3. Die Allianz bezeichnet ihre Statuten nicht als die ausschließlich richtigen — wie Moltke meint —, sondern sie bezeichnet die neun Punkte als **ihre** Grundlage und macht die Mitgliedschaft von der Zustimmung zu diesen abhängig.

4. Sie will also kein neues System, auch keine organische Verschmelzung von Kirchen, sondern eine brüderliche Gemeinschaft der Gläubigen aus allerlei Volk, Zunge und Kirche, die sich in den Hauptartikeln des Glaubens eins wissen.

5. Sie verlangt weder einen Revers noch ein Gelübde ihrer Mitglieder, sondern überläßt es eben dem Gewissen ihrer Anhänger, ihre besondre kirchliche oder konfessionelle Stellung mit dem Gemeinschaftsleben in der Allianz in Einklang zu bringen.

6. Auf diesen Voraussetzungen hat sie sich von allen Lehrstreitigkeiten fern gehalten und bei ihren Versammlungen und in ihren Arbeiten immer nur die Pflege des gemeinsamen religiösen Lebens in den Vordergrund gestellt.

Da in den Zeitungen bisher noch keine Schlußfolgerungen aus dem Moltkeschen Briefe gezogen sind, enthalte ich mich weiterer Aeußerungen, behalte mir aber solche für andre Fälle vor.

Baumann

Deutsche Seemannsmission

2. Die Arbeit der Seemannsmission
(Zweite Hälfte)

Mit all dem, was wir bisher erwähnt, ist doch aber nur höchstens die Hälfte gethan. Der Seemann ist an Bord besucht, er hat dort oder vielleicht in der Kirche eine neue Anregung fürs geistliche Leben empfangen, Gottes Wort ist ihm angeboten worden, mit christlicher Lektüre ist er versorgt — aber das Gegengewicht, die Verführung an Land, würde doch bald den guten Keim ertöten, wenn ihm nicht auch an Land Gelegenheit geboten wäre, sich auf solide und anständige Weise von der Arbeit zu erholen: dazu sollen die Lesezimmer und Seemannsheime dienen.

Auf jeder Station befindet sich jetzt ein Lesezimmer. Die Adresse dafür hat der Seemann schon an Bord eingehändigt erhalten, auch ist dafür gesorgt, daß ihm bei seinem Spaziergang durch die Straßen das Lesezimmer in die Augen fällt. Dasselbe steht den ganzen Tag bis gegen zehn oder elf Uhr abends offen und darf natürlich unentgeltlich benutzt werden. Wir treten mit dem Seemann hinein in solch ein Lesezimmer. Der Missionar ist anwesend, in eifrigem Gespräch mit Leuten andrer Schiffe begriffen, freundlich begrüßt er die Eintretenden, macht ihnen Plätze zurecht und fordert sie auf, es sich recht gemütlich zu machen. Das Zimmer macht einen durchaus freundlichen und heimischen Eindruck. Da ist ein Bild des jungen Seemannskaisers, dort der alte Bismarck, freundlich herabblickend auf die eifrigsten Förderer seiner Kolonialpolitik, hier erinnert sie ein Seebild daran, „wie mit grimmgem Unverstand Wellen sich bewegen, nirgends Rettung, nirgends Land, vor des Sturmwinds Schlägen,“ ein daneben hängendes Bild „Jesus auf dem Meer“ ist die Fortsetzung dazu: „Einer ists, der in der Nacht, einer ists, der uns bewacht: Christ Kyrie! Komm zu uns auf der See!“ Biblische Wandsprüche sind ein schöner, äußerer Schmuck der Lesezimmer, sie haben aber eine noch höhere Aufgabe: die Herzenskammer zu zieren; sie bleiben da an der Wand so ruhig hängen und gehen doch mit hinaus in die weite Welt, vielleicht in Zeiten der Not Glauben predigend und Trost verkündigend. Rings an den Wänden und in der Mitte des Zimmers befinden sich Tische und Bänke oder Stühle; da sitzt einer und sieht sich die Bilder an in einem alten Jahrgang der Illustrirten Zeitung, ein andrer hat im Daheim gestern Abend eine hübsche Geschichte angefangen, nun will er heute die Fortsetzung lesen, ein dritter sieht in der Zeitung nach, was in Deutschland los ist. Dort in einer Ecke sitzt einer vor einer ungewohnten Arbeit, dem kräftigen Manne wird diese leichte Arbeit gar schwer. Der Missionar hat ihn nämlich überredet, doch wieder einmal an seine alte Mutter daheim zu schreiben; er hat es jahrelang nicht mehr gethan, und nun fällt es den kräftigen Fäusten schwer, die leichte Feder zu führen, auch weiß er gar nicht so recht,

was er denn eigentlich schreiben soll, aber immer wieder macht ihm ein freundlich Wort des Missionars und der Gedanke, wie sich doch die alte Mutter freuen wird, neuen Mut, und dauerts auch lange, so kommt er doch zum Ziel und freut sich seiner That. Vor der hochgehängten Landkarte steht eine kleine Gruppe; einer zeigt dem andern, wie weit er herumgekommen ist; dort sitzt eine andre Gruppe um den Missionar herum; sie erzählen sich „allerlei aus der Welt,“ und wenn dann der Stoff oder die Lust zum Erzählen ausgeht, so weiß der Missionar neuen Rat, um seinen größten Feind, die Langeweile, zu vertreiben, da wird ein Spiel arrangirt, Schach, Domino, Mühle, Dame, Lotto u. s. w. oder er macht vielleicht zu allgemeiner Freude den Vorschlag, nun wollen wir eins singen — und dann erschallen kräftig und froh die alten deutschen Vaterlandslieder, sodaß man ganz der Fremde vergißt, da „braust ein Ruf wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Wogenprall,“ und die sich rühmen können, fast die halbe Welt gesehen zu haben, die singen erst recht aus der eigenen Erfahrung heraus: „Deutschland, Deutschland über alles — über alles in der Welt.“ — „Ja, Gott weiß, zu dir steht stets mein Sinn, doch jetzt zur Ferne ziehts mich hin, lieb Heimatland ade!“

Das Sorgenkind der Seemannsmission ist das Seemannsheim, das Logirhaus. Die Anschaffung und Instandhaltung eines solchen Heims bringt die Mission bei den geringen Geldmitteln, die ihr zur Verfügung stehen, in große pekuniäre Schwierigkeiten. Das ganze Lohnsystem der Schiffahrt ist so komplizirt, daß sich der Hausvater nicht in allen Fällen vor Verlusten schützen kann; trotzdem, und trotz manchen andern großen Schwierigkeiten, wollen und können wir die Heime nicht aufgeben, müssen sogar darauf bedacht sein, möglichst in allen Stationen sie zu errichten (bis jetzt bestehen in England solche in Shields, Sunderland, London, Cardiff, als nächstes ist Hull ins Auge gefaßt). Denn was nützt uns aller Besuch an Bord, alle die kurze Beeinflussung im Lesezimmer und in der Kirche, wenn der Seemann dann, von langer Reise abgemustert, mehrere Hundert Mark in der Tasche, die ganz natürliche Lust nach Erholung im Herzen, gezwungen ist, sich mehrere Wochen in schlechten Logis herumzutreiben, wo er allen Versuchungen ausgesetzt ist? Wir hören oft von befreundeter Seite: „Die Heime sind der Ruin der Seemannsmission“ — doch ohne diese wäre die Seemannsmission eine von jenen „himmlischen Mächten,“ von denen der Goethische Harfenspieler — meist mit Unrecht — singt: „Ihr laßt den Armen schuldig werden, dann überlaßt ihr ihn der Pein.“ Nein, es muß dem Seemann wenigstens Gelegenheit gegeben werden, jene schlechten Häuser zu meiden und in einem Hause zu logiren, wo für leibliches und geistliches Wohl wirklich Sorge getragen wird, in solch einer Herberge zur Heimat, wo er gewiß ist, anständige Kameraden zu treffen, und wo er unter christlicher Zucht und Ordnung steht. Das Heim muß ein christliches sein, nicht bloß ein anständiges Logirhaus; „in der sittlichen Beeinflussung basirt der eigentliche Wert“ (Harms). „Gerade in der erziehlichen Arbeit liegt die Berechtigung für die Errichtung christlicher Seemannsheime“ (Oehlkers). In ein christliches Haus gehört die gemeinsame Andacht, das Tischgebet — das beides darf nicht fehlen im Heim, ebensowenig wie die ganz bestimmte Ordnung, der sich jeder zu fügen hat, und der wohlgemeinte, warnende Rat, ja die Bevormundung des Hausvaters. Eine solche lassen sich die Seeleute auch ganz gern gefallen. Die meisten, die ins Heim einkehren, übergeben dem Hausvater gleich zu Anfang vertrauensvoll ihr Geld, entweder um es den Eltern oder der Familie daheim zu übersenden oder es in die Bank zu thun, auf diese Weise wurden allein in einem Jahr in Shields über 4000 Mk., in Cardiff sogar 18291 Mk. nach Deutschland gesandt — ein Beweis dafür, welchen wirtschaftlichen Wert auch für die Heimat unsre Arbeit hat. Auch in andern Beziehungen lassen sich die Seeleute gern leiten, und findet ein gutes Wort eine gute Statt. Das beweist uns namentlich der Umstand, daß dieselben Seeleute immer wieder ihr altes Heim aufsuchen, ja sogar manchmal, wenn sie in einem andern Hafenplatz abgemustert werden, die Eisenbahnreise nicht scheuen — es ist eben ihr „Heim.“ Es bildet sich mit der

Zeit so ein gewisser fester Stamm von alten Kunden — und das ists auch, was wir bezwecken. Wir können nicht, wie uns oft geraten wird, „den Grund möglichst breit legen," damit untergräbt sich ein christliches Heim den Grund; wir glauben nicht, daß wir „in die Luft fechten und ins Wasser schlagen, wenn die große Mehrzahl der Leute fernbleibt" — ich glaube nicht einmal, daß sich unsre, jetzt allerdings recht schlechten Geschäfte heben würden; denn unter der großen Mehrzahl sind eben zu viele Bummelanten; jedenfalls aber würde eine solche Kaserne, die dann nötig wäre, aufhören, ein „Heim" zu sein, und was noch mehr ins Gewicht fällt, es würde ein sittlich-erziehlicher Einfluß auf solche Massen unmöglich sein. Dann wären wir nur dazu da, um den Leuten — unter eignen Verlusten — eine anständige Schlafstelle und gutes Essen zu geben; vor unsittlichem Lebenswandel schützen die äußern Mauern des Hauses nicht, manchen aber der Geist, der in solchem Hause herrscht. Daß wir trotz unsrer engen Grundlage doch genügend Zuspruch haben, beweisen die Zahlen im vorigen Jahresbericht des Generalkomitees in England, nämlich in Sunderland (vier Betten) waren fünfzig Seeleute Gäste, in Shields (dreizehn Betten) 177, in London 590, in Cardiff 318 in 3086 Nächten.

3. Gegenwärtiger Bestand des Generalkomitees in England

Während in Deutschland selbst — wo die heimatliche Kirche ihre Pflicht thun kann — nur in Hamburg und Stettin eigentliche Seemannsmission betrieben wird, in andern Ländern — entsprechend dem geringern deutschen Seemannsverkehr — sich nur wenige deutsche Stationen, meist nur eine oder zwei, befinden, arbeitet das Generalkomitee in England auf sieben Stationen 1. Shields-Newcastle, 2. Sunderland, 3. Hartlepool-Middlesbrough, 4. Hull-Grimsby, 5. London, 6. Cardiff (dort arbeiten die verbündeten lutherischen Vereine für Innere Mission), 7. Edinburgh. Jede Station umfaßt einen ganzen Flußdistrikt, oft mehrere Hafenplätze, Cardiff deren fünf, Edinburgh sogar acht. Einige Zahlen (anders ist es nicht möglich) mögen den Umfang unsrer Arbeit und die Wichtigkeit der Seemannsmission veranschaulichen. Für letzteres diene die Thatsache, daß nach den konsularischen Berichten allein in den wichtigsten Hafenplätzen der Ostküste und Londons 3291 deutsche Schiffe mit 39293 Mann Besatzung in einem Jahr verkehrten (London ist auf 15000 geschätzt, Marinepfarrer Heims nimmt sogar 20000 Mann an — alle übrigen Zahlen stehen fest nach konsularischen Berichten). Nach einem statistischen Bericht des Jahres 1886 bestand die Kauffahrteiflotte aus 4021 Schiffen mit 39021 Mann. Mag die Zahl seitdem gewachsen sein, so ändert das doch nicht viel an der Thatsache, daß also in einem Jahre wir hier an der Ostküste von so viel Mann besucht werden, als fast die ganze Handelsflotte zählt. Von den großen Häfen der Westküste: Cardiff, Liverpool, Glasgow kann ich keine konsularisch verzeichneten Zahlen angeben, was für Summen würden sich da erst ergeben? Die angegebnen Zahlen aber genügen jedenfalls schon, um die Bedeutung der Seemannsmission gerade in England ins rechte Licht zu stellen und deren ersten Anspruch auf Unterstützung seitens Deutschlands zu begründen.

Um noch einige Zahlen aus der Arbeit selbst zu geben, benutzen wir den Jahresbericht 1890 des Generalkomitees, da derselbe in dieser Hinsicht am besten informirt, wenn auch nicht vollständig.

	Besuche der Missionare in Schiffen,	Schlafstellen	u. i. Hospital	Frequenz in Lesezim.	u. Kirche	Anzahl der geschr. Briefe
Sunderl.	468	137	27	1778	an 400	111
Shields	623	207	13	5740	1180	222
Hartlep.	475	109	7	1528		29
London	488					
Cardiff	633		63		3082	
Edinb.	653					
Hull	551			900		17

Diese unvollständige Zusammenstellung — die Stationen selbst berichten nicht mehr — soll nur dazu dienen, in etwas zu veranschaulichen, wie gearbeitet wird, und wie unsre Arbeit Anerkennung von seiten der Seeleute findet. An Lust zur Arbeit fehlt es nicht, auch nicht an den Erfolgen — aber an der Anerkennung seitens des Vaterlandes, an sichtbarer Anerkennung. Das Generalkomitee darf sich fast jedes Jahr einer bedeutenden Beihilfe Seiner Majestät des Kaisers erfreuen, der Zentralausschuß für die Innere Mission in Berlin wirkt kräftig für dasselbe — aber im großen und ganzen ist doch im deutschen Vaterland und in der deutschen Kirche, ja auch in den Kreisen der Innern Mission das Bewußtsein noch gar nicht erwacht, jedenfalls nicht lebendig, daß die Arbeit der Seemannsmission die ihrige ist. Man baut für wandernde Handwerksburschen Herbergen zur Heimat: wer hilft uns Seemannsheime für unsre Seefahrer zu erbauen oder auch nur die darauf ruhende Schuldenlast zu vermindern? (In Shields über 10000 Mk.) Ueberall giebt es Komitees, um verschuldeter und unverschuldeter Not abzuhelfen, überall Vereine und Anstalten, um den sittlich Gefährdeten zu helfen oder Gesunkene zu retten, — viele Seeleute verderben als Opfer ihres Berufes, wir möchten ihnen helfen, so weit das in Menschenkräften steht, die Beziehungen zu Deutschland sind schwer anzuknüpfen, wir sind quasi ausgeschlossen, und es giebt nur wenige Komitees, die auch unsre Arbeit als einen Zweig an dem großen Missionsbaum ansehen und uns thatkräftig unterstützen. Oder haben dazu nur die Küstenprovinzen Verpflichtung? In unsrer deutschen Kriegsmarine gehört fast die Hälfte der Seeleute nicht den Küstenstrichen an, wie Werner in seinem „Buch der deutschen Flotte" behauptet. Die Kriegsmarine rekrutirt sich zum großen Teil aus der Handelsmarine, wir finden die Leute aus allen Provinzen, ja aus Württemberg, Bayern und Baden. Sie stehen im Dienste des gesamten Vaterlandes, oder könnten Handel und Gewerbe des Binnenlandes ohne Schiffahrt bestehen? Sie fördern oder schädigen Deutschlands Ehre im Auslande. Der deutsche Seemann hat einen guten Namen im Auslande und mancher englische Rheder zieht ihn den eignen Landsleuten vor, weil er arbeitsamer, nüchterner und gehorsamer ist. Der deutsche Seemann ist es wert, ja er kann es verlangen, daß man ihm hilft. Mit Recht sagt Pastor Harms in seinem Buche „Die Seemannsmission" (das wir zu eventueller weiterer Information empfehlen, Gotha, Perthes): „Die Seemannsmission ist nicht ein Werk der Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit in demselben Sinne, wie es die Mission im allgemeinen ist. Wir sind unsern Seeleuten die Seemannsmission einfach schuldig. Unsre Verpflichtungen gegen unsre Seeleute müssen uns als Volk und als Christen mehr zum Bewußtsein kommen" — dazu möge auch dieser geringe Beitrag dienen.

Newcastle on Tyne. H F

Betrachtungen zur Choleranot

1

Ein aufmerksamer Zeitungsleser könnte unter dieser Ueberschrift Spalten mit lehrreichen Beobachtungen füllen. Wir wollen nur auf einiges aufmerksam machen.

Die öffentlichen Bekanntmachungen über Abwehr der Seuche werden von manchen Seiten kritisirt werden. Manche Schwäche liegt auf der Hand; nicht zum wenigsten die, daß sie für die am meisten Bedrohten, die Aermern, nicht berechnet sind. Es ist ganz interessant, zu erfahren, daß die Gefahr nur durch Kochen auch des Waschwassers ganz beseitigt wird! Man konnte auch schreiben, das sicherste Mittel sei, in eine cholerafreie Gegend zu verreisen, ein Mittel, das sogar sehr beliebt ist. Was nützt das? Wer kann denn sein Waschwasser kochen? Wenn nun so und so viele sich daraus den Rat entnehmen — und das geschieht sicherlich! —, sie müßten sich mit dem Waschen einschränken, damit sie gekochtes Wasser nehmen könnten? Viel wichtiger war es, anwendbare Mittel zur Verminderung der Gefahr zu geben, als unanwendbare zur Beseitigung. Wenn nicht alles trügt, ist z. B. peinliches Reinhalten der Hände durch häufige Waschungen mit gewöhnlicher sogenannter „Schmierseife" ein viel besseres Mittel, als seltenes Waschen mit gekochtem Wasser. Und wer etwa noch die Mundhöhle mit irgend einem näher zu bezeichnenden Desinfektionsmittel des öftern spült, würde vielleicht die Gefahr noch mehr vermindern können. Aber darüber mögen andre urteilen!

Verhängnisvoller erscheint uns der öffentlich gegebene Rat,

sich von jedem Cholerakranken ferne zu halten. Die Panik in Hamburg mag mit dadurch verschuldet sein. Welch ein Rat! Welch eine Versuchung für matte und feige Seelen! Wir wollen nicht ausmalen, in was für Gedankengänge so mancher getrieben werden mag, dem ein alleinstehender Hausgenosse, Freund, Verwandter, kurz einer, für den er in andern Fällen zu sorgen die Pflicht empfunden hätte, erkrankt. Und wie unnütz diese obrigkeitliche Anweisung, da man doch mit den gefährlichen Bazillen ebensogut indirekt in Berührung kommen kann, wo man dann nicht darauf achtet, und so die Berührung gefährlicher wird als direkt, wo man sich vorsehen kann! War es nicht viel richtiger zu sagen — was die Wahrheit zu sein scheint —, daß Berührung nichts schadet, wenn man nur peinliche Sauberkeit der Hände und der Mundhöhle beobachtet?

Daß natürlich die unfehlbaren Vergnügungen zu Gunsten der Notleidenden nicht fehlen würden, war vorauszusehen. Ein amtliches Kreisblatt der Provinz Sachsen hat den traurigen Ruhm, zuerst einen „allgemeinen deutschen Spieltag" für diesen Zweck in Anregung gebracht zu haben. Aber darüber mag man verschieden urteilen.

Auf einmütigeres Verständnis mag stoßen, wenn wahr ist, was Berliner Zeitungen berichten, daß der Hamburger Senat schon vor einiger Zeit einem Dirigenten die Eröffnung seines Theaters nahelegte, „um der geängstigten Bevölkerung ein Gefühl der Beruhigung einzuflößen." In bigotten Gegenden ordnet man öffentliche Bittgänge für denselben Zweck an. In Hamburg eröffnet man Theater! Wir schlagen vor, eine Posse „Aus der Choleranot" zu geben. Lacht man erst über die Seuche, so fürchtet man sie vielleicht nicht mehr!

Der Kladderadatsch hat denn auch schon überaus spaßige Bilder dazu gebracht. Ein Choleraverdächtiger wird von der Polizei mit Choleratropfen gespeist, in ein Hospital gebracht, mit Rotwein und andern schönen Dingen bewirtet; und in neuen Kleidern als Stutzer angethan, tritt er vergnügt aus dem Orte des Schreckens. Ist das nicht sehr spaßhaft?

Wozu denn auch die Sorge! Unsereins kann sich schützen, und um der Not der Armen willen lassen wir uns doch sonst nicht die Mahlzeit verderben! Was ist denn an der Cholera so gefährlich? Daß die sonst langsam abfaulenden Schichten jetzt etwas schneller verschwinden? Das ist doch am Ende gar nicht so unwillkommen! Es werden so die Massenquartiere etwas gelüftet! Man lasse sich nur nicht gleich die gute Laune verderben!

Es ist nur eine Unannehmlichkeit dabei. Lorenz von Stein drückt sie folgendermaßen aus:

> War die Cholera einmal da, so war die besitzende Klasse ebenso gut gefährdet, wie die nichtbesitzende. Damit ergab sich, daß die Sicherung der zahlreichen untern Klassen zuletzt als die einzige Sicherung auch der höhern erschien. War die erstere ergriffen, so war die Gefahr der Gesundheit der letztern und die damit nicht mehr zu verkennende Gefahr der öffentlichen Gesundheit gegeben.

Wir möchten sicherlich nichts mit dem Leichtsinn zu thun haben, dem auch diese entsetzliche Not Anlaß geben muß für seine schlechtern oder bessern Späße. Wohl aber möchten wir den christlichen Mut vertreten, dem auch die Not zum Mittel dienen muß im Kampfe um befriedigendere Zustände für die ihr Verfallenen.

Wenn aus Anlaß dieses großen Jammers nur etwas zur dauernden Linderung auch nur der äußersten Wohnungs- und Nahrungsnot geschähe, wären vielleicht die Tausende nicht ganz umsonst geopfert! Stünde es unsrer christlichen Liebe auch besser an, wenn sie, ohne bei der egoistischen Furcht den Hebel ansetzen zu müssen, ihren Idealen näher kommen könnte, so wäre es jedenfalls doppelt schmachvoll, wenn sie zusehen müßte, wie auch im Bunde mit der Furcht die Menschlichkeit nichts mehr bewirken kann gegen den rücksichtslosen Geldegoismus!

Indessen hier kann man doch hoffen. Eine andre Frucht, die wir so gern aus dem großen Elend erwachsen sähen, dürfen wir kaum erwarten. Wenn Gott uns mit Schrecken und Leichen die Lehre ins Gedächtnis ruft, daß man zu Zeiten für sich sorgt, indem man für andre sich bemüht — ob wohl viele sich dadurch aufmerksam machen lassen werden auf die höhere Wahrheit, daß man überall, auch wo es nicht so auf der Hand liegt, für sich sorgt durch Sorge für die andern? Gott gebe es!

Bs

2. Feindeslob klingt

Der Vorwärts schrieb zum Beginn der Choleranotzeit: „Die Pfaffheit will Elend und Not fortbeten, was auch eine schöne Gegend ist." „Vielleicht hilft auch ein polizeiliches Verbot der Cholera. Bei dem mangelhaften Glauben des Volkes wäre das letztere gewiß wirksamer." — Dann brachte er am 8. September aus dem sozialdemokratischen Hamburger Echo von einem ungenannten, offenbar entlassenen Wärter eine Schilderung der Zustände im Hamburger Krankenhaus, in der es heißt: „In dem Saal, wo dieser Wärter fungirte, lagen sechsundzwanzig an Cholera schwer Erkrankte. Außer ihm war noch ein weiterer geschulter Wärter vorhanden, ferner drei »Freiwillige,« nämlich ein Pastor, ein Student und ein christlicher Jüngling. Der Pastor verteilte mit Vorliebe Traktätchen, der Student ließ sich von den Aerzten »Herr Kollege« tituliren, wußte aber eine Injektionsspritze nicht von einem Besenstiel zu unterscheiden, und der christliche Jüngling — war fromm! Daß solche »Freiwillige« nichts nützen, ist wohl jedem klar. . . Aber die geschulten Wärter entläßt man, weil sie angemessene Bezahlung verlangen." — Der Bericht läßt an Gehässigkeit gegen Christentum und Pastoren nichts zu wünschen übrig, um so mehr an Genauigkeit und Glaubwürdigkeit: keine bestimmte Ortsangabe, kein Name; ein Wärter, der in solcher Not nur an die Arbeitszeit, seinen Lohn und die „Knuckrigkeit" „des bisherigen Systems" denkt. Dies der etwas unklare und unsaubere Avers der Münze: und der Revers? —

In Nr. 225 bringt derselbe Vorwärts die bekannten Privatbriefe des jungen Soester Arztes Dr. Gustav Hülsemann, „der sich" (so der Vorwärts!) „freiwillig in den aufopferungsvollen Dienst der Humanität stellte," und der nach seinen eignen Worten nur nach Hamburg gegangen, um zu helfen, nicht um Geld zu verdienen. Er bringt also auch die Sätze:

31. August 1892. „Großer Mangel an Aerzten und Wärtern. Einer meiner bisherigen Wärter hat sich vorgestern hinter der Thür aufgehangen. Habe jetzt einen jungen Pfarrer und vier Leute aus dem Jünglingsverein als Personal, die in vorzüglicher Weise ihr schweres Amt verrichten. — Soeben meldet sich ein Referendar als Wärter."

2. September 1892. „Hier siehts fürchterlich aus. Mein Pastor ist ein Prachtmensch, er wacht Tag und Nacht."

Ein Kommentar ist überflüssig. Das aber ist gewiß, daß auch heute noch wie in der alten Kirche hunderte von Pfarrern, Jünglingsvereinlern, überhaupt Christen bereit waren dasselbe zu thun, wie jener „Prachtmensch." Aber „es hat sie niemand gedinget." Daß dies nicht geschehen, bleibt ein Tropfen Wermut in dem Freudenbecher dieses Lobes, das selbst der Vorwärts spenden muß.

F Gl

Verschiedenes

(Der Anteil der Jesuiten an der preußischen Königskrone.) Von Dr. Carl Fey. Leipzig, Karl Braun 1892. 75 Pfge.

Pius IX. hat in Anspielung auf die Weissagung Daniels gehofft, daß sich das Steinchen aus der Höhe lösen und den Koloß des hohenzollernschen Kaisertums zertrümmern werde. Viel Wohlwollen für das preußische Herrscherhaus merkt man daraus nicht. Um so verwunderlicher muß es erscheinen, daß gegenwärtig in einem Teil der ultramontanen Presse großes Aufheben von einem Buche gemacht wird, in dem ein Dr. Thoenes mit hoher Befriedigung erzählt, wie die Jesuiten mitgeholfen haben, das preußische Königtum zu begründen. Eine neue Erkenntnis ist das freilich nicht, der Geschichtswissenschaft ist es lange bekannt gewesen, daß Jesuiten bei der Sache mitgewirkt haben. Aber den römischen Gelehrten muß es wohl sehr zeitgemäß erschienen sein, die Erinnerung daran wieder aufzufrischen. Vielleicht hoffen sie, auf diese Weise die Jesuiten an den maßgebenden Stellen erfolgreich in Empfehlung zu bringen. Ist das Zentrum regierungsfähig geworden, warum sollten da nicht auch die Jesuiten wieder zu Ehren kommen können? Ein vorsichtiger Mann wird heutigen Tags von vornherein nichts als unmöglich bezeichnen. Die Schrift des Dr. Thoenes hat Dr. Fey in seiner gleichnamigen Schrift näher beleuchtet. Er läßt zwar unangefochten, daß die Jesuitenpatres Vota und Wolff wie auch der Bischof Zaluski von Ermeland sehr geschäftig gewesen sind, dem Kurfürsten Friedrich III. die Königskrone verlockend vorzuhalten und auch an fremden Höfen für seine Anerkennung zu wirken; aber Fey deckt auch die Gründe auf, von denen sich diese Männer leiten ließen. Daß es nicht ein selbstloses Interesse an dem Aufsteigen des brandenburgischen Hauses gewesen sein wird, ist von vornherein zu vermuten. Vota namentlich handelte im Interesse der Krone Polen: der neue König in Preußen sollte dem Könige von Polen für die Anerkennung der Königswürde seine Bundesgenossenschaft gegen Schweden verkaufen. Daneben erhoffte Vota von seiner Thätigkeit auch persönliche Vorteile: die brandenburgische Regierung sollte ihm zur Kardinalswürde verhelfen. Der hauptsächlichste Beweggrund war aber der, daß man hoffte, das Haus Hohenzollern durch Darbietung und Erwirkung der Königskrone für die römische Kirche zurückgewinnen zu können. Das tritt in der Denkschrift des Pater Vota deutlich zu Tage. Freilich ist von diesen Absichten keine erreicht worden. Friedrich hat sich die Königskrone aus eigner Machtvollkommenheit aufs Haupt gesetzt, und der Papst ist deshalb über das neue ketzerische Königtum in heftige Wut geraten: 87 Jahre hat es gedauert, bis Rom sich bequemt hat, dem „Markgrafen von Branden-

burg" im römischen Staatskalender offiziell den Königstitel zu geben. Also das preußische Königtum, wie es thatsächlich geworden ist, ist durchaus nicht unter Zustimmung, geschweige denn Beihilfe der römischen Kirche entstanden. Einen katholischen König von Preußen war man bereit schaffen zu helfen; daß es einen evangelischen König von Preußen und nun gar einen evangelischen deutschen Kaiser giebt, daran sind Papst und Jesuiten, soweit ihre Absicht in Frage kommt, in gleicher Weise unschuldig. Es ist aber eine köstliche Ironie der Weltgeschichte, daß sie, ohne es zu wollen, dazu haben beitragen müssen. So segensreich übrigens die Königskrönung Friedrichs in ihren Folgen gewesen ist, wollen wir doch nicht vergessen, daß der nächste Antrieb dazu in seinem Ehrgeiz und seiner Prachtliebe zu suchen ist, und namentlich die letztere ist eine Eigenschaft, die in der Ueberlieferung der Hohenzollern zu ihrer Ehre nicht als rühmlicher Vorzug betrachtet wird. An diese bedauerliche Schwäche eines sonst nicht unedeln Fürsten haben die Jesuiten die Fäden geknüpft, womit sie den ihnen verhaßten evangelischen Staat zu umgarnen suchten. Friedrich aber hat Gott Lob das Spinngewebe zerrissen, und wir nehmen es als ein verheißungsvolles Zeichen, daß dies schon an der Wiege des preußischen Königtums geschehen ist: es wird mit Gottes Hilfe auch in Zukunft den Jesuiten ihr Ränkespinnen nicht gelingen. H-Zw

(Was ists mit der Lehre vom Fegfeuer?) Von H. Terlinden. Duisburg, Joh. Ewich, 1890. 25 Pfge. Diese Lehre ist bekanntlich voller Unklarheiten und Widersprüche. Auf der einen Seite weiß die katholische Erbauungslitteratur das Fegfeuer nicht heiß genug zu machen und rechnet mit Zeiträumen, für die einem gewöhnlichen Menschenkinde beinahe alle Vorstellung fehlt; auf der andern Seite sind die von der Kirche dargebotnen Hilfsmittel zur Befreiung aus dem Fegfeuer so überschwänglich, daß man meinen sollte, es sei fast ein schwieriges Stück, nicht sehr bald herauszukommen. Die katholische Kirche befolgt hier den richtigen pädagogischen Grundsatz, daß eine angedrohte Strafe um so wirksamer ist, je undeutlicher sie vorgestellt wird. Wer einmal einen Blick auf dies von den Katholiken mit Vorliebe bebaute Feld thun möchte, der lese Terlindens Büchlein. Sollte er daraus nicht volle Klarheit gewinnen, so liegt, wie gesagt, die Schuld in der Sache, nicht am Verfasser. H-Zw

(Wegen der Choleragefahr) fällt die für den 12. und 13. Oktober geplante Deutsche Allianz-Versammlung aus.

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 41 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Zehnte Hauptversammlung der Diasporakonferenz
zugleich Feier ihres zehnjährigen Bestehens
am 18. und 19. Oktober 1892
in Breslau

Dienstag, den 18. Oktober 1892. 5 Uhr abends: Festgottesdienst in der Kirche St. Maria Magdalena. Festprediger: Pastor Kaiser aus Leipzig. — 7 Uhr abends: Erste öffentliche Versammlung im großen Saale des evangelischen Vereinshauses, Holteistraße 6 bis 8: 1. Ansprache des Vorsitzenden Schloßprediger Schubart; 2. „Die deutsche evangelische Gemeinde in Rom," Superintendent Lic. Rönnecke aus Gommern, früher Botschaftsprediger in Rom; 3. „Die deutschen lutherischen Gemeinden in der südrussischen Steppe," Pastor Keller aus Düsseldorf, früher in Neusatz in der Krim; 4. „Die 400jährige Jubelfeier der Entdeckung Amerikas und das Evangelium." Referent noch unbestimmt.

Mittwoch, den 19. Oktober 1892. 10 Uhr vormittags: Zweite öffentliche Versammlung im großen Saale des evangelischen Vereinshauses unter Vorsitz des Generalsuperintendenten Trautvetter aus Rudolstadt: 1. Biblische Ansprache, Generalsuperintendent D. Erdmann in Breslau; 2. Begrüßungen, sowie Ansprachen von etwa anwesenden Diasporageistlichen; 3. Jahresbericht aus den Gebieten der Diaspora im Auslande; 4. „Welchen Gewinn gewährt zeitweiliger Dienst unsrer Geistlichen in Diasporagemeinden des Auslandes?" Superintendent Lüttke in Schkeuditz, früher in Alexandrien; 5. „Wie ist eine Verbindung zwischen den für die Diaspora unsrer Kirchen im Auslande arbeitenden Vereinen, Anstalten u. s. w. zu ermöglichen?" Schloßprediger Schubart. — 1 Uhr, nach Schluß der öffentlichen Versammlung, Vorstandssitzung und Mitgliederversammlung: 1. Geschäftsbericht des Schriftführers, Pastor Vorster; 2. Beschlußfassung über die Ergänzung des Vorstandes, siehe Statuten § 4; 3. Kassenbericht des Schatzmeisters, Superintendent Dr. Reineck; 4. Ueber Arbeitsteilung innerhalb des Vorstandes; 5. Ueber die Aussendung junger Leute durch die Diasporakonferenz; 6. Ueber Drucklegung des Jahrbuches; 7. Ueber die elfte Hauptversammlung 1893; 8. Geschäftliche Mitteilungen. Etwaige Anträge für die Mitgliederversammlung sind vorher, spätestens bis zum 15. Oktober, an den Vorsitzenden einzureichen. — 3 Uhr nachmittags: Gemeinschaftliches Mittagsmahl im evangelischen Vereinshause (Gedeck 2 Mark). Wie zu dem Festgottesdienst, so werden auch zu den beiden öffentlichen Versammlungen und zum Mittagsmahl Damen wie Herren hierdurch freundlichst eingeladen. Beitrittserklärungen zur Diasporakonferenz, wie Beiträge der Mitglieder nimmt der Schatzmeister Superintendent Dr. Reineck entgegen. Auswärtigen Teilnehmern wird empfohlen, Wohnung zu nehmen im evangelischen Vereinshause, Holteistraße 6 bis 8, wo sich auch während der Festtage die Geschäftsstelle der Diasporakonferenz befindet.

Der Vorstand der Diasporakonferenz — **Der Orts- und Landesausschuß**

Aufruf für Hamburg

Die Cholera-Heimsuchung hat viel Jammer und Elend gebracht und infolge von Verkehrsstockung und Geschäftslosigkeit steht ein trüber Winter bevor. Groß und herzerquickend ist aber auch die Hilfe, die Hamburgs wohlhabende Einwohner, Deutschland und das Ausland gewährt haben und in Aussicht stellen.

Unsre **Diakonissenanstalten, Gemeindepflegen** und **sonstige christliche Vereinigungen**, deren Mitglieder jetzt alle tapfer in persönlicher Arbeit zur Bekämpfung der Cholera und der hiesigen Notstände stehen, werden jedoch sehr bald merken, wie infolge des Zusammenströmens der pekuniären Hilfen zur direkten Linderung des materiellen Notstandes ihre überall nicht reichlichen Quellen noch spärlicher fließen werden und Mangel und Einschränkung werden erfahrungsgemäß die für sie eintretende Folge sein.

Dringend ersuchen wir Unterzeichnete, die wir die hiesigen Verhältnisse kennen, alle christlichen Freunde und Freundinnen im deutschen Vaterland, durch freiwillige große und kleine Gaben auch unsre christlichen Anstalten und Vereinigungen, die für das geistliche und leibliche Wohl von tausenden, aus dem gesamten deutschen Vaterlande, namentlich aus Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Hannover, eingewanderten unbemittelten Mitbrüdern jahraus jahrein, und jetzt besonders sorgen, vor Mangel und trauriger Beschränkung ihrer Arbeit bewahren zu helfen.

Wir sind bereit, Gaben in Empfang zu nehmen und werden dieselben unter die Anstalten und Vereinigungen gewissenhaft verteilen, auch im „Nachbar" s. Z. über deren Empfang und Verwendung Rechenschaft ablegen.

Hamburg, 16. September 1892.

Landgerichtsdirektor Dr. Gustav Riecke,
Wandsbekerstieg 49.

Baron Jasper von Oertzen, Anscharplatz 7. — **Kandidat Paul Ebert,** erste Klosterstraße 6.

Verlag der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg

Soeben ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu haben:

Das Haus
in unsrer Zeit und in unserm Volke,
seine Gefährdung,
seine Bewahrung und seine Erbauung
Ethische Zeitbetrachtungen
von
Dr. theol. und phil. L. K. Moeller,
emerit. Generalsuperintendenten für die Provinz Sachsen und Prediger am Dom zu Magdeburg
(352 Seiten brosch. Preis M. 4.–. Gebunden in gepreßtem Leinen M. 4.60)

Soeben erschien **Antiquar-Katalog XV:**
Theologie, Philosophie, Orientalia
Zu verlangen von der
Dieterich'schen Univ.-Buchhandlung (L. Horstmann) in **Göttingen.**

Heimstätte f. Waisen, Eisenach i. Thür. Jederz. Aufn. v. Pred. u. gut. Fam. angeh. Töchtern. Vorb. event. Ausb. z. pass. Beruf u. Lebenszw. 400 Mk. p. an. Prosp. etc. d. Frl. **Mosche,** Georgenstr. 18.

Wohnung

Das geräumige, neu vorgerichtete Parterre (4 Zimmer, 1 Kammer nebst Zubehör) einer von Wald umgebenen Villa in **Kleinzschachwitz** bei **Niedersedlitz** a. d. Elbe (gegenüber Pillnitz, Bahnstation, Dampfschiffverbindung) ist nebst Garten für 450 Mk. jährlich **sofort zu vermieten.**

Frau Marie Weber-Giesecke,
Kleinzschachwitz.

Ein geb. Mädchen, 23 Jahre, wünscht zur weitern Ausbildung im Haushalt sowie zur Stütze der Hausfrau in ein Pfarrhaus, am liebsten Thüringens einzutreten. Gehalt wird nicht beansprucht. Off. a. d. Exp. d. Bl.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Die Auferstehung Jesu Christi. Eine historische Untersuchung für die Gebildeten. Von Lic. theol. E. G. Steude. Brosch. 2 M.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig